

Zweiter Theil.

## Die Heldenzeiten.

1308—1519.

---

Erstes Kapitel.

Die Stiftung der Freiheit.

1308—1412.

---

Der ewige Bund der vier Waldstätte. 1308—1334.

In der ersten Stunde des Jahres 1308 brach der Sturm los, den der Kaiser und seine Vögte über ihre Häupter herbei gerufen hatten. Die Burgen Rothberg und Sarnen, beide im Unterwaldner Lande, wurden mit List genommen. Zu Rothberg ließ sich ein Jüngling an einem Seile des Nachts in die Burg hinauf ziehen; auf gleiche Weise half er selbst zwanzig andern nach, die im Burggraben versteckt waren. Sie überfielen den Burgvogt und seine Diener, bemächtigten sich des Schlosses und hielten sich stille, bis Nachricht kam, daß auch Sarnen genommen sei. In Sarnen wohnte Landenberg selbst. Er ging am Neujahrsorgen vom Schlosse herab zur Kirche. Da begegnete ihm eine Schaar Männer mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Wildpret und Geflügel. Er, wähnend, sie bringen ihm ein Neujahrs-geschenk, heißt sie vergnügt in die Burg gehen, unbedenklich, weil sie nur lange Alpstöcke und keine Waffen trugen. Als sie unter dem Thore sind, stößt Einer ins Horn. Plötzlich langen Alle Spießeißen hervor und stecken sie auf die Stöcke. Aus einem nahen Gehölze rennen 30 Mitverschworne der Burg zu und über-

mannen die Besatzung. Jetzt erging der Landsturm von Dorf zu Dorf. Die Urner zerstörten Twing-Uri, die Schwyzer Schwanau und Rüschnacht. An diesem denkwürdigen Tage der Wiedergewinnung der Freiheit wurde von dem aufgeregten Volke kein Blut vergossen und Niemandem ein Recht genommen; denn man wollte Freiheit und nicht Rache. Vogt Landenberg wurde auf der Flucht gefangen genommen, aber ungehindert entlassen, nachdem er geschworen, das Land nicht mehr zu betreten.

Der zu befürchtenden Rache entgingen die Länder durch Kaiser Albrechts Ermordung. Derselbe verübte seines Bruders Sohn, Herzog Johann von Schwaben, dem Albrecht sein Erbe vorenthielt, mit einigen Verbündeten am 1. Mai 1308 bei Windisch. Ganz Helvetien gerieth durch diese That in große Unruhe. Jeder waffnete sich, weil er Krieg und alle Noth eines Interregnums befürchtete. Erst nachdem Graf Heinrich von Luxemburg zum Kaiser erwählt war, beruhigte man sich. Vergebens hatte sich das Haus Oesterreich bemüht, einen seiner Prinzen auf den Thron zu bringen. Nach der Kaiserwahl dachte Oesterreich auf Rache gegen Albrechts Mörder. Sie selbst waren spurlos entflohen. An ihrer Statt wurden ihre Verwandten, Freunde, Diener, Unterthanen unmenzlich verfolgt. Vorzüglich ließ Agnes, Königin von Ungarn, mit boshafter Lust Ströme von Blut fließen. Erschrecklich ist zu hören, daß diese Hartherzige „bei Gottes Gnade am jüngsten Tage“ vergebens um Schonung gefleht wurde und mit bloßen Füßen im Blute unschuldig Getödteter watete, jubelnd: „Heute baden wir im Maitheu!“ Nachdem eine Menge von Schlössern zerstört, das ganze Glück vieler zertrümmert und mehr als 1000 Unschuldige, sogar Kinder, durch Henkershand erschlagen waren, nahmen diese Unthaten ein Ende. Aus der Beute stiftete Agnes im Jahr 1311 auf dem Plage, wo der Mord geschehen war, das reiche Kloster Königsfelden, in welchem sie selbst mit vielem Scheine der Heiligkeit lebte; sie soll aber von einem frommen Einsiedler die herbe Wahrheit gehört haben: „Frau, es ist ein „schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und „aus dem Raube Klöster stiftet, Gott hat mehr Gefallen an „Gütigkeit und Erbarmen!“

Wittlerweile starb Kaiser Heinrich. Die einen Fürsten wählten an seiner Statt Herzog Ludwig von Baiern, die andern Herzog Friedrich von Oesterreich. Die Waldstätte hielten es mit dem ersten. Es gab Krieg, und Leopold, Friedrichs Bruder, zog mit großer Macht gegen die Waldstätte. Er stieß

fürchterliche Drohungen aus und nahm Wagen voll Stricke zur Hinrichtung oder Wegführung der Vorsteher mit. Ein dreifacher Angriff auf Einen Tag ward beschlossen. Das Hauptheer sollte von Zug her anrücken, Graf Otto von Strassberg über den Brünig, 1300 Luzerner bei Stansstad in Unterwalden einfallen. Die Schwyzer mit einigen hundert Urnern und Unterwaldnern legten sich, nur 1300 Mann stark, auf den Berg Sattel. Diese Stellung wählten sie, weil ihnen ein Freund im österreichischen Heere einen Pfeil mit einem Zeddel zugeschossen, worauf gestanden: „Hütet euch am Morgarten!“ Fünzig Verbannte, die mit ihnen kämpfen wollten, wiesen sie zurück; aber diese blieben bei dem Vorsatze, ihr Blut für die Freiheit zu vergießen, lagerten sich außerhalb der schwyzerischen Landmarken an einem günstigen Orte und sind keine geringe Ursache des Sieges geworden. Am 15. Wintermonat 1315 führte Herzog Leopold sein Heer heran. Er gedachte nicht der Wunder, welche die Begeisterung eines tapfern und einträchtigen Volkes für seine Freiheit thun kann, auch wenn es in regelmäßiger Kriegskunst minder geübt ist. In der Schlacht am Morgarten sollte er dies erfahren. Hier, wo der Raum zwischen dem Gebirge und den Gewässern des Aegerisees beengt ist, wälzten und schleuderten jene 50 Verbannten Baumstämme und Felsenstücke in Leopolds Schaaeren; der Schlachthauße der Eidgenossen aber benutzte die entstandene Verwirrung zu einem entscheidenden Angriffe. In anderthalb Stunden ward der Kern von Leopolds Heere vernichtet. Der Fürst selbst entfloß kümmerlich den Schrecken der Schlacht. Kein besseres Schicksal traf am Brünig den Grafen von Strassberg und die Luzerner bei Stansstad. Diesen Tag eines dreifachen Sieges beschlossen die frommen Vorfahren alljährlich durch ein Gedächtnißfest zu feiern. Den 50 Verbannten erlaubte man, wieder ins Land zu kommen, und am 9. Dezember 1315 wurde zu Brunnen durch die drei Länder der ewige Bund der Eidgenossen erneuert. Kaiser Ludwig bestätigte ihn; von da an heißen alle Schweizer die Eidgenossen. Drei Jahre später kam zwischen Oesterreich und den Eidgenossen ein mehrjähriger Waffenstillstand zuwege.

Herzog Leopold bekriegte nun andere Anhänger Ludwigs, und unternahm 1318 die Belagerung Solothurns. Da er die Stadt nicht bezwingen konnte, wollte er ihren Befehlshaber, den Grafen Hugo von Bucheck einschüchtern und drohte, dessen gefangenen Sohn zu enthaupten, wenn er die Stadt nicht übergebe; aber Vater und Sohn verachteten die Drohung und bewährten die Treue gegen die Vaterstadt. Einen zweiten Beweis

nicht mindere  
Belagerung  
der viele  
ellen den  
se und  
selbst edel  
Im  
Burd. D  
Von allen  
Oesterreich  
Baldstätt  
Eidgenossen  
ihn gewalt  
tete die  
verreicht.  
nen. Si  
seinem B  
einer no  
den Ofe  
seinem B  
Die Ver  
sagung  
an die  
und we  
bestimm  
Jahr 1  
den W  
Un  
deä. S  
milderen  
nahmen  
Bern,  
Städte  
Zeit mu  
wären  
oder  
wären  
Kraut  
als St  
Mißg  
den B

nicht mindern Edelmuthe empfing Leopold während derselben Belagerung. Die angeschwollene Aare riß eine Brücke weg, auf der viele österreichische Krieger sich befanden. Die Solothurner eilten den Verunglückten zu Hülfe, retteten, erwärmten, speisten sie und ließen sie dann wieder frei. Das rührte den Herzog, der selbst edelmüthig war, und er schloß mit der Stadt Frieden.

Im Jahre 1332 trat Luzern in den eidgenössischen Bund. Die Stadt war im Jahr 1291 an Oesterreich gekommen. Von allen damals gemachten Versprechungen wurde keine gehalten. Oesterreichs Joch war drückend, und durch den Krieg gegen die Waldstätte erlitt Luzern schweren Verlust. Da schloß es mit den Eidgenossen einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Der Versuch, ihn gewaltsam zu hindern, hatte einen ewigen Bund mit den Waldstätten zur Folge. Ein Krieg, den Oesterreich erhob, erschütterte die Stadt nicht, und ein nächtlicher Mordanschlag wurde vereitelt. Ein Knabe bemerkte die schon versammelten Verschwornen. Sie fangen ihn und lassen ihn schwören, ihr Beisammensein keinem Menschen zu verrathen. Er entfernt sich und gelangt zu einer noch bevölkerten Trinkstube. Hier tritt er ein, stellt sich an den Ofen und erzählt ihm, was er gesehen und warum er es keinem Menschen entdecken dürfe. Die Zechgesellen machen Lärm. Die Verschwornen werden gefangen. Jetzt wird die Staatsversammlung geändert. Die Gewalt kommt von wenigen Geschlechtern an die Bürgerversammlung. Den Verschwornen wird verziehen, und wer sich in diese Aenderungen nicht finden kann, darf in bestimmter Zeit mit Habe und Gut abziehen. Im Frieden vom Jahr 1334 muß das erschöppte Oesterreich Luzerns Bund mit den Waldstätten anerkennen.

Ungeachtet aller dieser Unruhen stieg der Flor des Landes. Städte und Klöster wetteiferten, den Feldbau auch in den wildesten Gegenden zu verbreiten. Viehzucht und Gewerbsfleiß nahmen zu. Der Handel breitete sich aus. In Zürich, St. Gallen, Bern, Freiburg blühten Fabriken; im Jahr 1312 ward das Städtchen Neuenstadt am Bielersee gegründet. In eben dieser Zeit wurden noch immer viele neue Klöster gestiftet. Noch immer hielten viele Reichen solche Stiftungen für ein Zeichen außerordentlicher Frömmigkeit und das beste Mittel, im Andenken zu bleiben. In den Städten kam die Ansicht auf, es sei besser, für Kranke, Arme und Alte zu sorgen. Man fing an, Spitäler lieber als Klöster zu bedenken, welche immer mehr durch Unwissenheit, Müßiggang, Sittenlosigkeit, Bettelei und blinden Gehorsam gegen den Papst beschwerlich fielen. Wenn sie aber in Zeiten, wo der

Bann des Papstes auf den Eidgenossen lag, Haltung des Gottesdienstes verweigerten, ward ihnen gewöhnlich die Wahl zwischen Auswanderung oder Erfüllung ihrer Amtspflichten aufgethan, und sie pfligten meist die letztere vorzuziehen.

Die Brunische Staatsumwälzung in Zürich. 1335—1337.

Folgenreiche Begebenheiten im alten Zürich ziehen nun unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zürichs ursprünglich freie Verfassung war im Laufe der Zeiten verdorben worden. Seit Langem war alle Gewalt bei wenigen Geschlechtern erblich. Von den großen Rechten der Bürgergemeinde war kaum noch die Rede. Die Bürgerschaft selbst dachte nicht an sie, so lange die Regierung ihre Pflicht nicht vergaß; als sich aber dieselbe Manches erlaubte, das gegen Ordnung und Billigkeit lief, erhoben sich die Klagen der Bürger über Eigennuz, Parteilichkeit, Gewaltthaten, Verschleuderungen. An der Spitze der Unzufriedenen stand Rudolf Brun, ein Mann von 50 Jahren, reich, von edler Geburt, Ritter und Rathsglied, der aber nicht denjenigen Einfluß genoß, welchen er seinen Verdiensten angemessen glaubte, und sich daher um die Gunst des Volkes bewarb. Kühnheit, Schlaueit, Einsicht, Wohlredenheit, Freundlichkeit gegen Jedermann, verbunden mit der Kunst, seine Absichten unter dem Scheine warmer Vaterlandsliebe zu verbergen, machten ihn wirklich zum ausgezeichneten Volksführer. Seine Klagen über die Regierung fanden tausend offene Ohren und sein Anhang mehrte sich täglich. Am 1. Mai 1336 trat man in der Bürgerversammlung mit Forderungen der Verbesserung auf. Der Rath erschrock, beschwichtigte mit Versprechungen, verzögerte aber die Erfüllung. Da ereignete sich nach sechs Wochen ein großer Aufruhr. Die meisten Rätthe entflohen mit vielen Freunden. Die Stadt gab sich eine Juntaverfassung, die den Bürgern viele ökonomische Vortheile, die meiste Gewalt dem Bürgermeister Rudolf Brun und einigen Volksführern einräumte. Die Entflohenen wurden hart bestraft; durch diesen übermüthigen Mißbrauch des Rechtes des Stärkern pflanzte man Feinde und Verräther. Die Verbannten gingen zu dem Grafen Johann von Habsburg auf Rapperschwil, der auch Bürger von Zürich war. Er schützte sie. Von seinen Bestzungen aus verübten jene viele Feindseligkeiten gegen Zürich. Unterdessen vermehrte Brun seine Macht, er hielt eine Leibwache und ergriff sehr gewaltthätige Maßregeln für seine und die öffentliche Sicherheit. Ueber Zürich lag ein wahrhaft despotisches Joch.

Gegen den Grafen von Habsburg ward ein Krieg begonnen. In einem Gefechte bei Grynau (1337) ward der Graf getödtet, hierauf durch Kaiser Ludwig und das Haus Oesterreich ein nicht lange dauernder Friede vermittelt.

Der Krieg um Laupen. 1338—1341.

Während zu Zürich innere Stürme wütheten, führte Bern schweren Kampf gegen äußere Feinde. Unter den Städten der westlichen Schweiz stand Bern am höchsten in Ehre und Ansehen. Ihm entschlüpfte nicht leicht eine Gelegenheit, sich zu vergrößern. Sein Geist war kriegerisch, Handel und Gewerbe wurden wenig betrieben. Die gefürchtete Stadt war standhaft in der Mitte zahlreicher Gegner. Dieselben machten im Jahr 1338 einen Anschlag, Bern zu verderben. Das Haus Oesterreich, Kaiser Ludwig selbst nahm Theil an dieser Vereinigung, und 17,000 Mann setzten sich gegen Bern in Bewegung. Der Sieg schien nicht zweifelhaft, Die Feinde wollten zu Bern keinen Menschen am Leben lassen. Jeder ihrer Führer hatte sich schon ein Haus ausersehen, das er nach dem Siege zu besitzen gedachte. Berns Bürger aber waren entschlossen, sich unter dem Schutte ihrer Stadt begraben zu lassen. Sechshundert Mann unter Johann von Bubenberg wurden nach dem unlängst erworbenen Städtchen Laupen gesandt, mit dem Befehl, diese Vormauer Berns bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Zum Oberfeldhern wählte Bern Rudolf von Erlach, Sohn jenes Ulrichs von Erlach, des Siegers am Donnerbüchel. Erlach war ein Held voll Weisheit und Muth und stand im kraftvollsten Alter. Neben dem Andenken an ruhmvolle Ahnen begeisterte ihn die glühendste Vaterlandsliebe. Sobald der Krieg gegen Bern losbrach, verließ er eine vortheilhafte Stelle bei dem Grafen von Nidau, einem der Feinde Berns. Höhnisch sprach der Graf beim Scheiden: „Von meinen vielen Kriegern kann ich wohl Einen Mann entbehren!“ Erlach erwiderte: „Als einen Mann will ich mich gegen Euch zeigen“.

Der Krieg begann mit einer harten Belagerung Laupens. Während Bubenbergs Tapferkeit die Feinde einige Zeit vor diesem Städtchen aufhielt, zog Bern die Hülfe seiner Verbündeten, unter ihnen 900 Mann aus den Waldstätten, an sich. Am 21. Juni 1339 marschirten 6000 Mann aus Bern, am Mittag standen sie vor Laupen. Unverweilt ordnete Erlach sein Heer zur Schlacht von Laupen. Den Waldstätten gab er den Ehrenkampf mit der feindlichen Reiterei, seinen Bernern

den Streit gegen das Fußvolk. Zum Dienste um seine Person wählte er eine Schaar auserlesener Jünglinge, indem er ausrief: „Wo sind jetzt die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern mit Blumen und Federbüschen geschmückt die ersten waren, den Feinden bei Tänzen und Gelagen Hohn zu sprechen? die sollen jetzt hervor zu mir treten an den Tanz und retten die Ehre der Stadt!“ Da traten zahlreiche Haufen, besonders aus den Zünften der Gerber und Fleischer hervor, riefen mit lauter Stimme: „Herr, wir wollen zu Euch stehen!“ und umgaben das Banner. Schon im Anfange des Gefechtes wendeten sich einige Feiglinge im Berner Heere zur Flucht. Es entstand Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblicke rief Erlach: „Jetzt werden wir siegen, die Spreu ist vom Korne gestoben!“ schwang sein Schwert und befahl allgemeinen Angriff. Schwere eiserne Heerwagen mit Sichel und Senen an den Rädern, mit auserlesenen Kriegern beladen, stürmten voran; hinter ihnen folgte eng geschlossen das Fußvolk, begeistert, das köstliche Leben an das noch edlere Gut der Freiheit zu setzen. Nach kurzem Widerstande floh das feindliche Fußvolk; die Reiterei ward erst am Abend zum Weichen gebracht. Das adelige Heer litt schrecklichen Verlust; die Sieger aber zogen jubelnd wieder zu Bern ein. Hier ward der Bund mit den Waldstätten erneuert und durch eine jährliche gottesdienstliche Feier dieses Tages der Eifer zur Nachahmung so rühmlicher Thaten auch auf die Nachkommen fortgepflanzt. Nach diesem Siege wurden alle Feinde Berns aufs äußerste geängstigt; das mit ihnen verbündete Freiburg entging kaum dem Schicksale der Erstürmung. Aber auch Bern selbst empfand die Nachteile des Krieges und ein Bedürfnis nach Frieden; im Jahr 1341 wurde er geschlossen. — Neunzehn Jahre später ward Rudolf von Erlach, der Held, dessen Andenken ewig in allen Schweizerherzen leben wird, durch seinen verschwenderischen Tochtermann, Jost von Rudenz, ermordet. Von dem vergeblich verfolgten Mörder ward nachher nichts mehr vernommen.

#### Verfuch einer Gegenrevolution oder Mordnacht zu Zürich. 1350.

Vierzehn Jahre waren seit der Brunischen Staatsumwälzung verfloßen, aber der Haß der Vertriebenen noch nicht erloschen. Sie machten eine Verschwörung gegen Zürich. Alle Anstalten wurden vorsichtig getroffen. Einige hundert Söldner wurden mit mancherlei List in die Stadt gebracht und bei einverständenen Bürgern verborgen. Ein bestochener Thormächter sollte einem

Zuzuge von Rapperschwyl her ein Thor öffnen. Am Tage der Ausführung ritt viel verbürgerter Adel mit großem Gefolge zu Zürich ein. Unter dem Vorwande, ihnen einen Ehrentunk zu geben, versammelten sich die Verschworenen sogleich im Gasthose zum Strauß. Hier wurden ihre Verabredungen von einem Bäckerjungen, der hinter dem Ofen saß, belauscht. Er schlich sich weg und eilte zum Bürgermeister. Brun schickte den Bäcker an die Sturmglocke, er selbst eilt aufs Rathhaus. Sein treuer Knecht anbietet sich, in des Herrn Kleidung voranzugehen. Dies rettet dem Bürgermeister das Leben. Er und der Knecht begegnen nämlich einigen Verschworenen, die, durch die Verkleidung getäuscht, den Knecht erstechen, den Bürgermeister entfliehen lassen. Unter dieser Zeit hatte bereits auch der Graf von Toggenburg, einer der ersten Verschworenen, sein Leben eingebüßt. Er bereute das Unternehmen und wollte sich mit zwei Edelleuten zu Schiffe entfernen. Der Schiffer merkte aus etlichen Worten, daß etwas gegen die Stadt im Werke sei und warf das Schiff um. Die schwer gerüsteten Ritter extranken, er aber schwamm ans Land und machte Lärm in der kleinen Stadt. Ihre Bewohner eilten dem Rathhause zu, vor welchem zahlreiche Haufen der Verschworenen standen. Das Gefecht begann. Zu gleicher Zeit ertönte die Sturmglocke beim Grossmünster. Es kamen die Chorherren bewaffnet mit allen ihren Dienern. Es kamen aus dem Schlachthause mit Beilen, Knütteln die Metzger und ihre Knechte. Es kam Hülfe von allen Seiten. Die Verschworenen werden in die Marktgasse und in die engen Straßen des Niederdorfes zurück getrieben, wo ihnen Weiber, Kinder, Greise aus den Fenstern, von den Dächern Steine, Töpfe, Ziegel auf die Köpfe werfen. Sie werden endlich gänzlich vernichtet; nur wenige entinnen. Hülfsstruppen, auf die sie warteten, hatten sich, durch Nachrichten feiger Flüchtlinge verleitet, zu voreilig zurück gezogen. An den unglücklichen Gefangenen und einigen verrätherischen Bürgern nahm nun Brun eine fürchtbare, unmenschliche Rache.

Auch Rapperschwyl sollte seinen Zorn empfinden. Es wurde erobert; aber aus Furcht vor Oesterreich, das die Besitzungen seiner Verwandten nicht in Zürichs Gewalt sehen wollte, wieder verlassen. Zuerst aber führte man 60 angesehene Bürger als Geiseln nach Zürich, dann wurden die übrigen Bewohner in der härtesten Winterkälte aufs Feld getrieben, die Stadt geplündert und verbrannt, das Schloß zerstört. Diese That, an Unglücklichen ausgeübt, denen man bei der Uebergabe Freiheit, Gut und Leben zugesichert hatte, bleibt ewig ein Schandfleck für Zürich

und Brun. Nach Rapperschwyls Zerstörung wurde die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich größer als zuvor. Darum trat Zürich am 1. Mai 1351 in den eidgenössischen Bund, und erhielt wegen seines Alters, seiner Größe, seines Wohlstandes, seiner Gelehrsamkeit unter den Bundesgliedern den ersten Rang.

#### Entstehung des Bundes der VIII alten Orte. 1351—1358.

Das Bündniß der Zürcher mit den Eidgenossen blieb nicht lange ungestört. Herzog Albrecht von Oesterreich, wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften der Weise, wegen eines körperlichen Gebrechens der Lahme genannt, unternahm mit 16,000 Mann die erste Belagerung Zürichs, (September 1351) welches Besatzung aus den Waldstätten eingenommen hatte. Durch Unterhandlungen wurde er zum Rückzuge und Friedensschlusse bewogen; da aber, des Friedens ungeachtet, stets Gewaltthätigkeiten gegen Zürich geschahen, griffen auch die Eidgenossen wieder zu den Waffen.

In diesem neuen Kriege mahnte der Herzog alle seine Unterthanen, unter ihnen das Land Glarus. Glarus aber hielt sich, kraft alter Verträge, nicht verbunden, dem Rufe zu folgen. Da wollte der Herzog das Land besetzen. Die Eidgenossen kamen ihm zuvor, der österreichische Landvogt entfloh, und zweihundert Glarner verstärkten die Besatzung von Zürich. Der vertriebene Vogt Walther von Stadion, welcher das Land durch schnellen Ueberfall wieder erobern wollte, wurde am 2. Februar 1352 im Gefecht auf dem Rütifelde geschlagen und getödtet. Bald darauf, am 4 Juni 1352, trat Glarus in den Bund der Eidgenossen.

Noch vor diesen Ereignissen hatten die Zürcher am 26. Christmonat 1351 den Sieg von Tätwyl erstritten. Um einige hundert Reiter aufzuheben, waren 1500 Mann unter Brun ausgezogen; die Feinde hatten sich aber entfernt. Als jedoch die Zürcher am Abend heim ziehen wollten, stellte sich ihnen bei Tätwyl eine dreifache Uebermacht entgegen. Brun verlor Muth und Besinnung und entfloh in aller Stille. Sein Unterfeldherr Rüdiger Manesse aber ermutigte das Volk zum Kampfe. Nach dreistündigem hartem Streite erschallte auf den nahen Anhöhen lautes Geschrei: „Sie Zürich!“ Die erschreckten Feinde wichen. Ursache ihrer Furcht waren nur 150 Mann vom Zürichsee, die zu den Zürchern stößen wollten. Am folgenden Morgen rüdten die Zürcher mit eroberten Bannern und großer Beute wieder in

die Vaterstadt ein. Den Unwillen über sein Benehmen wußte Brun durch allerlei Vorspiegelungen zu beschwichtigen. Das behörte Volk bestätigte den Listigen auf Lebenszeit in seiner Würde.

Oesterreichische Besatzung lag auch zu Zug. Die Eidgenossen belagerten diese Stadt. Als Oesterreich keine Hülfe geben wollte und der Herzog zugerische Gesandte mit den schönsten Worten abwies: „Die Zuger mögen sich den Bauern ergeben; ich werde „bald mit Heeresmacht kommen und Alles wieder gewinnen!“ trat am 27. Brachmonat 1352 Zug in den eidgenössischen Bund.

Indeß rüstete sich Herzog Albrecht, die Eidgenossen mit Einem Schlage zu besiegen. Mit 37,000 Mann erschienen er und seine Verbündeten, unter ihnen Bern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Freiburg, am 15. Heumonat 1352 zur zweiten Belagerung Zürichs. Aber die Tapferkeit der Eidgenossen und Mangel an Mundvorrath und Fütterung nöthigen ihn bald zum Abzuge. Eines Morgens standen nur noch die Zelte der Berner, welche einen heimlichen Abzug für schimpflich hielten. Am Tage brachen auch sie auf, von den Eidgenossen ungekränkt, welche wohl wußten, wie ungern Bern, durch alte Verträge gebunden, diesen Kriegszug gethan hatte. Im Herbstmonate ward Friede geschlossen und am 6. März 1353 trat Bern in den eidgenössischen Bund.

Mit seinem Beitritte war die Zahl der VIII alten Orte geschlossen. Seiner Macht und seines Ansehens wegen erhielt Bern unter den Bundesgliedern den zweiten Rang. Diese acht Kantone blieben nun 128 Jahre lang allein in ihrem Bunde und hießen darum die VIII alten Orte.

Herzog Albrecht, verbunden mit Kaiser Karl IV., unternahm im J. 1354 mit 44,000 Mann die dritte Belagerung Zürichs. Der größte Theil dieses Heeres hatte aber wenig Lust zum Kriege gegen die Eidgenossen, deren Bund ihnen gerecht schien. Zuletzt traten die Fürsten, Herren und Reichsstädte, welche dieser Meinung waren, vor den Kaiser und begehrten Frieden für die Eidgenossen. Oesterreichs Widerstand konnte die Auflösung des Reichsheeres nicht hindern; dasselbe zog so eilig und unordentlich ab, daß Niemand weiß, wer der Erste oder Letzte gewesen. Albrecht setzte nun den Krieg allein fort, welcher jedoch nach einigen verheerenden Streifereien erlosch. Zuletzt erfolgte im J. 1357 nach langen Unterhandlungen, in welchen Zürichs Handelsgeist sich beinahe zu einem gegen die Eidgenossen gerichteten Bündnisse mit Oesterreich hätte verleiten lassen, der thorbergische

Friede, durch welchen Herzog Albrecht das Bestehen der Eidgenossenschaft anerkennen mußte.

Ein Jahr später starb Herzog Albrecht, der Eidgenossen beharrlicher Feind, dessen Haupt Sorge stets gewesen, die Macht seines Hauses zu vergrößern; dessen Edelmuth aber es verschmähte, hiezu gewisse günstige Gelegenheiten zu benutzen, die Andere an seiner Statt unbedenklich ergriffen hätten. Als im J. 1356 Feuer und Erdbeben die Stadt Basel und ihre Mauern in Trümmer gelegt hatten, rieth ein Höfling dem Herzoge, der eben damals Streit mit Basel hatte, die unbewehrte, von der Natur selbst geöffnete Stadt nun einzunehmen; da erwiederte der Herzog verweisend: „Da sei Gott vor, daß Albrecht von Oesterreich die „tödtte, die der göttliche Arm verwundete!“ und befahl, daß 400 Mann aus dem Schwarzwalde hinziehen sollten, um auf seine eigenen Kosten den Baslern ihre zerstörte Stadt herstellen zu helfen. Den Krieg gegen die Eidgenossen hielt Albrecht für gercht.

Im Jahr 1360 starb Rudolf Brun, nachdem er sich noch am Ende seines Lebens an das Interesse des Hauses Oesterreich schmählich verkauft hatte.

#### Die Zeiten des thorbergischen Friedens 1358—1385.

In den Zeiten dieses Friedens wurden die Eidgenossen ihres Glückes froh. Sie verbesserten in freisinnigem Geiste ihre Verfassungen und stärkten ihre Macht. Der Troß, mit dem sich Bruno Brun, Probst zum Großen Münster in Zürich, nach bezangener Gewaltthat den zürcherischen Gerichten zu entziehen versuchte, veranlaßte 1370 alle Eidgenossen zum Abschlusse des sogenannten Pfaffenbriefes, durch welchen sie ihre Gesetze gegen alle fremde und einheimische Einmischung, und namentlich gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit, welche sich selten den Landesordnungen unterziehen wollte, aufrecht zu halten trachteten.

Während sich die Eidgenossen ihrer Freiheit erfreuten, strebten auch die Städte Schaffhausen, St. Gallen, Basel, Solothurn und Lausanne und Sitten mit gutem Erfolge nach gleichem Glück. Dagegen sank die weltliche Macht der Geistlichkeit. Viele ihrer Unterthanen gehorchten kaum noch und weigerten sich mancher Lasten, die man ihnen nach und nach, oft sehr ungerecht, aufgebürdet hatte. Gleichermassen sank durch Krieg und Verschwendung der Adel, und das Haus Oesterreich ward geschwächt durch die Landestheilung, welche Albrechts des Weisen Söhne, Albrecht und Leopold, vornahmen. Dem Letztern

fieslen Aargau, Aargau, Elß und alle helvetischen und schwäbischen Herrschaften zu.

Während mit Oesterreich Friede war, hatten die Eidgenossen andere Anfälle feindlicher Gewalt abzutreiben. Arnold von Cervola, Springherz genannt, hatte nach damaliger Sitte unternehmender Krieger auf eigene Faust eine große Rotteliederlichen, beuteluftigen Gefindels gesammelt, mit der er sich bald Fürsten und Städten zu Führung ihrer Kriege vermietete, bald umherzog, sich auf Kosten der unglücklichen Länder zu nähren, die er durchstreifte. Er befehligte oft bis auf 40,000 Mann. Unter gräulichen Verwüstungen näherte er sich im Jahr 1365 der Stadt Basel, die, noch immer an den Nachwehen jenes furchtbaren Erdbebens leidend, eine leichte Beute schien. Basel aber suchte und fand Hülfe bei den Eidgenossen. Nach wenig Tagen zogen 1500 Berner und Solothurner in die Stadt. Beim Empfange in der Vorstadt sprach der Berner Hauptmann: „Wir sind gesendet worden, für euch Alles zu wagen, darum stellet uns an den Ort, wo die Gefahr am größten sein wird!“ Einen Tag später kamen 3000 auserlesene Krieger aus den andern Orten an, und Cervola, der die Tapferkeit der Eidgenossen kannte, fand nicht rathsam, einen Angriff zu wagen.

Ernsthafter war im Jahr 1375 das Erscheinen eines andern Abenteurers, Ingrams von Coucy. Bei seinem zahlreichen Heere befanden sich wohl beritten, mit kostbaren Rüstungen und Waffen, vergoldeten Helmen oder hohen Gugelhüten 6000 Engländer, von denen die ganze Schaar oft die Engländer oder die Gugler heißt. Die Furcht vor diesen Rotten vereinte sogar Oesterreich und die Eidgenossen zu einem Schutzbündnisse; aber man wagte keinen Widerstand. Man begnügte sich, dem Feinde durch Verheerung des flachen Landes die Nahrung zu entziehen, und floh hinter die Mauern der Städte. Coucy's Schaaren überschwemmten die ganze westliche Schweiz. Ihre Plünderungen, ihre Verwüstungen erzeugten solche Hungersnoth und Verödung, daß sich kleine Städtchen kaum noch der Wölfe erwehren konnten. Coucy's Heer selbst litt schrecklich unter dem allgemeinen Jammer, und seine Grausamkeiten brachten endlich das Volk zur Verzweiflung und zum Widerstande. In den Gefechten bei Ins, bei Büttisholz, bei Fraubrunnen wurden die Gugler kurz hinter einander geschlagen und bewogen, das Land von ihrer verderblichen Gegenwart zu befreien.

Wider gefährlich für die Eidgenossen war Berns Krieg gegen das Haus Habsburg-Aargau auf Thun. Dieses

Haus war durch Verarmung zum Verlaufe des größten Theiles seiner Besitzungen gezwungen worden. In trostloser Verzweiflung gedachte Graf Rudolf des alten Glanzes seiner Vorfahren und entwarf den gewagten Plan, in Einer Nacht den Bernern Narberg und Thun wegzunehmen und die freie Reichsstadt Solothurn zu erobern. Alles mißlang. Zu Solothurn hatte Graf Rudolf zwar heimliche Einverständnisse, darum rückte er in der entscheidenden Nacht, voll froher Hoffnung, selbst auf die Stadt los; aber ein Bauer, Hans Rot, eilte auf Fußpfaden den gräflichen Schaaren voran und warnte die Stadt, von der die Feinde beschämt wieder abziehen mußten. Statt der gehofften Vortheile ward dem Grafen ein Krieg gegen Bern und die Eidgenossen. Fünfzehntausend Mann belagerten ihn zu Burgdorf. Er starb, ehe er den gänzlichen Fall seines Hauses sah; denn im Jahr 1384 mußten seine Brüder und sein Oheim ihre letzten Besitzungen an Bern übergeben und Bürger daselbst werden.

#### Sempacher und Näfelfer Krieg. 1385—1389.

In den 27 Jahren des thoberbergischen Friedens hatten sich wieder mannigfaltige Ursachen zu einem blutigen Streite zwischen Oesterreich und den Eidgenossen gehäuft. Beide Mächte klagten über Unrecht, beide nicht ohne Grund. Endlich entschloß sich Herzog Leopold III. zum Kriege, dessen ausgesprochener Zweck Zerstörung des trotzigigen Schweizerbundes war. Einhundertundsiebenundsechszig Absagebriefe wurden den Eidgenossen von allen Seiten zugesendet. Diese hatten keinen andern Beistand als ihren Bund, ihren Muth und ihren Gott. Selbst Bern vergaß der Hülfe, die es bei Laupen empfangen, und erschien nicht im Felde. Der Krieg entbrannte, in wenig Wochen hatten die Eidgenossen viel gewonnen. Da marschirte Herzog Leopold, ein schöner, feuriger, racherfüllter Held, mit ganzer Macht auf Sempach. Auf den Sieg baute er mit solcher Sicherheit, daß er Wagen mit Stricken und Haltringe mit Stacheln für die Gefangenen und die Häupter der Eidgenossen bei sich führte. Auf den nahen Anhöhen standen die Eidgenossen in vortheilhafter, sicherer Stellung. Am 9. Heumonath 1386 geschah zwischen ihnen und dem Herzoge von Oesterreich die Schlacht von Sempach. Die Eidgenossen waren nur 1400 Mann stark, ungefarnischt, meist schlecht, durchaus ungleich bewaffnet, und wagten nicht mit den Rittern, so lange sie zu Pferde saßen, auf der Ebene zu streiten. Da hieß Leopold seine Ritter absteigen, und ordnete sie in ein großes, eng geschlossenes Viereck. Dieß schien

den Eidgenossen die rechte Zeit, von den Höhen herab zum Kampfe zu kommen. Zuvor warfen sie sich auf die Kniee zum Schlachtgebete; dann rannten sie mit laut hallendem Geschrei an den Feind und wurden von dessen Spießen, wie von einer ehernen Mauer, empfangen. Lang stritten sie vergebens. Schon sechszig Eidgenossen lagen erschlagen, noch kein Feind. Die Schlacht schien verloren. Da trat Arnold von Winkelried von Unterwalden hervor, rief: „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ umschlang mit starken Armen einige Spieße und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die Reihen der Feinde. Die feindliche Schlachtordnung wurde zertrennt, die Ritter in ihren unbeholfenen Rüstungen konnten sich einzeln gegen die leicht bewaffneten Eidgenossen nicht gut vertheidigen, viele erstickten vor Durst und Hitze unverwundet in ihren Harnischen. Das Glück des Tages hatte sich gewendet. Da ward Herzog Leopold von den Seinen gebeten, sein Leben zu retten; er aber sprach wehmuthsvoll: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ ergriff das Banner seines Hauses, schwang es hoch, suchte und fand den Tod. Jetzt wendete sich mit einem Male Oesterreichs ganze Macht zur Flucht, die Edeln schriean nach ihren Pferden, sie erblickten nur noch von ferne den Staub des flüchtigen Troffes. Ihnen blieb jetzt nichts mehr übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. In dieser Todesnoth stritten mit besonderm Muth die Bürger der österreichischen Städte. Die von Schaffhausen, Aarau, Mellingen, Lenzburg, Bremgarten fielen meist, so viel ihrer waren, rings um ihre Banner. Es fiel mit den Zofingern der Schultheiß Nikolaus Thut. Das Banner, das er trug, riß er, damit es nicht den Eidgenossen in die Hände falle, in Stücke und stieß diese in den Mund. Dort ward es gefunden, als man zu Zofingen seinen Leichnam zur Beerdigung rüstete. Sie bewahren es noch. Die Eidgenossen endigten den Kampf aus Ermüdung. So groß war der Fall der Ritterschaft, daß es hieß: „Gott sei zu Gericht geseßen über den Troß der Herren vom Adel!“ Eine Kapelle zu Sempach und ein jährliches Fest verkünden noch heutzutage den Eidgenossen die Großthaten ihrer Väter.

Leopold IV., genannt der Stolze, Sohn des bei Sempach erschlagenen Fürsten, setzte noch einige Monate mit schlechtem Glücke den Krieg seines Vaters gegen die Eidgenossen fort. Endlich ward ein anderthalbjähriger Waffenstillstand geschlossen. Er hieß der böse Friede, weil man die ganze Zeit zu neuen

Rüstungen verwendete. Damals hegten die Eidgenossen solchen Haß gegen Oesterreich, daß sie nicht einmal den Namen dieses Hauses ohne Zorn nennen hörten. Hätte Einer Pfauensedern, das Feldzeichen der Herzoge von Oesterreich, getragen, er würde durch die Wuth des Volkes sein Leben eingebüßt haben. Das Wort „Pfauenschwanz“ wurde der entehrendste Schimpfname.

Die Eidgenossen hatten in den letzten Tagen des Sempacher Krieges Wesen mit Sturm erobert und dennoch verschont. Zum Danke machten die Wesener im Einverständnisse mit Oesterreich einen verrätherischen Anschlag gegen die eidgenössische Besatzung in ihrer Stadt, der mit nächtlicher Ermordung derselben endete. Nach dieser Unternehmung zogen sich österreichische Schaaren an den Grenzen von Glarus zusammen. Die Eidgenossen konnten dem gefährdeten Lande nicht zu Hülfe ziehen; einen billigen Frieden, den Glarus suchte, verweigerte Oesterreich, und am 9. April 1388 griff Graf Johann von Werdenberg mit 6000 Mann die Schanze an, welche bei Näfels quer über das Thal gezogen war. Diese Schanze wurde erstürmt, die Glarner getrennt, Werdenberg glaubte, das Land gewonnen zu haben; aber am Rautberge sammelten sich unter Matthias am Büel die zersprengten Glarner, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Die österreichische Reiterei stiel sie an, von einem Steinhagel empfangen, muß sie in Verwirrung zurück. Die Glarner mit Siegesgeschrei ihr nach. Auf der Ebene ändert sich das Glück, die Glarner werden wieder zum Weichen gezwungen. So wechselt Sieg und Flucht zehn Male. Dem eilften furchtbaren Anfälle widerstehen die österreichischen Schaaren nicht. Sie ergießen sich in wilder Flucht nach Urnen und Wesen. Außerhalb Wesen zerbricht die schwache Brücke unter der Last der Andringenden, eine unbekannte Menge endete im Wasser. Mit dem österreichischen Heere flohen auch die Wesener. Sie thaten wohl daran. Am folgenden Morgen brannte ihre Stadt. Die Glarner aber stifteten zu Näfels ein jährliches Gedächtnißfest dieses Sieges.

Hierauf schlossen die Herzoge von Oesterreich, durch anhaltendes Kriegsunglück erschöpft, am 22. April 1389 mit den Eidgenossen und Solothurn einen den letztern durchaus vortheilhaften Frieden auf sieben Jahre. Derselbe ward nachher auf 20 und im Jahre 1412 auf 50 Jahre verlängert.

Das Aufblühen der Eidgenossenschaft nach dem siebenjährigen Frieden. 1389—1412.

Es erfreuten sich die Eidgenossen in diesem Zeitraume ihrer muthvoll und glücklich geretteten Freiheit. Auch von den Kaisern, deren Rechte sie durch Kauf und Schenkungen an sich brachten, wurden sie immer unabhängiger. In allen Städten der Eidgenossenschaft kam bessere und freiere Verwaltung empor. In diesem günstigen Zeitpunkte einzig auf Erhöhung des Wohlstandes, Erweiterung ihres Gebietes und auf wesentliche Verbesserungen der Verfassung bedacht, that jede Stadt und jedes Ländchen des Bundes, was zur Förderung dieser Zwecke am dienlichsten schien. Eine Verrätherei zu Zürich, fürchtbare Feuersbrünste zu Bern, mehr aber noch schwere Unruhen im Lande Zug, an denen sich, wiewohl unblutig, der erste Bürgerkrieg der Eidgenossen entzündete, störten das Glück dieser Jahre. Von Uri und Obwalden ward im Laufe derselben das Livinenthal erobert. Es schwur ihnen, als seinen Herren, Gehorsam. Hier und in den erkauften Herrschaften der Städte sah man die ersten Untertanen in der Eidgenossenschaft. Mit den Eidgenossen wetteiferten in Freiheit, Glück und Wohlstand die ihnen befreundeten unabhängigen Städte Solothurn und Basel. Ruhmvoll führte Basel in den Jahren 1409—1411, unterstützt von den schweizerischen Städten, eine Fehde gegen Oesterreich und einen zahlreichen feindseligen Adel. — Während so der eidgenössische Bund aufblühte, sank Oesterreichs Macht in Helvetien und verging ein altes Herrenhaus nach dem andern. Oesterreich mußte manche wichtige Besetzung verpfänden. In wenig Jahren wurden ohne Krieg mehr als 40 Herrschaften Oesterreichs und seiner Anhänger an die Eidgenossen und ihre Freunde gebracht. Auch die österreichischen Städte, z. B. Zofingen, Schaffhausen, erwarben bedeutende Rechte. Den Freiburgern mußte der Abschluß eines ewigen Bürgerrechtes mit Bern verstattet werden, welches die alte Feindschaft dieser Städte endigte. — In eben diesem Zeitraume bildeten sich im Osten des Landes zwei neue Eidgenossenschaften und suchten die Freundschaft der alten. Nüätien (Graubünden) war die eine, Appenzell die andere. Nüätens Aufstreben war noch schwach; aber bald sollte auch hier die Knechtschaft gebrochen werden. Entschiedener erhob sich das Land Appenzell, um auf Leben und Tod für die Freiheit zu streiten.

## Die Befreiung Appenzells. 1400—1412.

Ueber dieses kleine Gebirgsland herrschte im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Cuno von Staufeu, Abt von St. Gallen, hart und streng. Seine Amtsleute raubten dem Lande alle Freiheiten, drückten es durch neue, unerschwingliche Steuern, schonten Niemandes Glück und Ehre und verübten viel grausamen Muthwillen. Der Obervogt zu Schwendi hatte auf Milch, Butter und Käse einen starken Zoll gelegt und ließ durch zwei große Hunde Jeden anfallen, der ohne Bezahlung dieses Zolles vorbei gehen wollte. Der Vogt zu Appenzell, dem beim Tode eines Leibeigenen nach einem alten barbarischen Rechte aus der Verlassenschaft das beste Stück (der sogenannte Todsfall) zukam, ließ einst ein Grab öffnen und das Kleid rauben, mit welchem arme Kinder die Leiche ihres Vaters geschmückt hatten. Solchen Unfuges geschah viel. Die Appenzeller konnten sich nicht in den ungewohnten Druck finden, und weil Vorstellungen nichts halfen, erhoben sie sich zur Erhaltung ihrer Rechte, bemächtigten sich der Burgen, verjagten die Vögte, suchten und erwarben die Freundschaft der Stadt St. Gallen. Der Abt von St. Gallen, für den Augenblick unfähig zum Widerstande, verließ mit seinen Mönchen das Kloster und zog nach Wyl. Von hier aus bot er einen Vergleich an, den die Stadt St. Gallen annahm, die Appenzeller verwarfen. Da mahnte Abt Cuno seine Unterthanen und Bundesgenossen zum Kriege gegen Appenzell. Den Appenzellern zogen die Schwyzer zu, mit denen sie ein Landrecht hatten, und 200 Freiwillige von Glarus.

Am 5. Mai 1403 brach die Macht des Abtes von St. Gallen, 5000 Mann stark, auf, zur Vertilgung der jungen Freiheit im Gebirge. Sie ward von den Appenzellern im Gefechte am Speicher nach kurzem Widerstande geschlagen und bis vor die Thore von St. Gallen verfolgt. Später schlossen die Appenzeller mit dieser Stadt wieder einen Bund; Abt Cuno aber rief den Herzog Friedrich von Oesterreich um Hülfe an.

Während Oesterreich sich rüstete, kam zu den Appenzellern Graf Rudolf von Werdenberg, welchem Oesterreich kurz zuvor seine Besitzungen entziffen hatte. Er legte die Rüstung, die Ritterzeichen und die Pracht seines Standes von sich, kleidete sich in einen leinenen Kittel wie einer der Hirten und ward von ihnen zum Anführer erwählt.

Der Herzog von Oesterreich sandte 3000 Mann nach Altstätten. Am 17. Juni 1405 rückten diese bei regnerischem Wetter

an den Stoß hinauf. Hier gelangten die Oesterreicher zu einer Schanze, die sie mit Mühe durchbrachen, so daß nur wenige Mann neben einander durch die Oeffnung ziehen konnten. Der kurze, glatte, schlüpfrige Rasen des Alpenbodens erlaubte ihnen nicht, fest aufzutreten, sie mußten sich ihrer Spieße statt Stöcke bedienen. Von der Höhe herab rollten ihnen die Appenzeller Steine und Holzblöcke entgegen. Viele wurden gelähmt oder zerschmettert. Ohne Ordnung drangen sie vorwärts. Als sie die Höhe bald erreicht hatten, zeigte sich die Schlachtordnung der Appenzeller. Die österreichischen Schützen wollten schießen; aber die Sehnen ihrer Bogen waren durchnäßt. Jetzt griffen die Appenzeller an. Sie waren, um fest aufzutreten zu können, alle barfuß und stürzten sich mit Nachdruck auf die fast wehrlosen Feinde. Die Oesterreicher flohen um so baldiger, da ihnen von einer nahen Anhöhe eine zweite Schaar Appenzeller in den Rücken zu fallen drohte. Es waren zwar nur Weiber; aber diese mannhaften Töchter der Alpen hatten den Entschluß gefaßt, ihren Vätern, Männern, Brüdern, Söhnen zu helfen, und um die Oesterreicher zu täuschen, hatten sie Hirtenkittel über ihre Kleider angezogen. Die Oesterreicher verloren auf der Flucht viel Volk. Das größte Unglück wartete ihrer an der Schanze. Sie waren in derselben wie in einem Neze gefangen, und Hunderte fielen, ehe endlich die wilde Flucht ins Rheinthal gelang.

In diesem Kampfe hatte Ulrich Rotach von Appenzell eine bewundernswürdige Tapferkeit gezeigt. Von 12 Feinden umringt, stellte er sich mit dem Rücken an eine Hütte, erschlug mit seiner Hellebarte fünf Feinde und vertheidigte sich gegen die andern, bis die Hütte angezündet wurde; er starb lieber in den Flammen, als daß er sich ergeben hätte. Weil die alten Schweizer so stritten, konnten sie die Freiheit gründen, deren wir jetzt noch uns freuen.

Diese Niederlage demüthigte den Herzog völlig; er wünschte diesen Krieg und ging über den Rhein nach Tyrol zurück; die Appenzeller aber gedachten, an ihm und dem Adel weitere Rache zu nehmen.

Im Jahr 1405 zogen sie ins Rheinthal, durchstreiften Sax und Sargans und eroberten ihrem Hauptmanne, dem Grafen Rudolf von Werdenberg, das Erbe seiner Väter wieder. Bei Zihlschlacht schlugen sie den thurgauischen Adel und verwüsteten seine Besitzungen. Die untere March am Zürichsee eroberten sie und gaben sie aus Dankbarkeit Schwyz zum Geschenke, von welchem sie sofort als ein Unterthanenland beherrscht wurde.

Auch im folgenden Feldzuge (1406) leitete das Glück die Schritte der Appenzeller. Sie eroberten fast ganz Tyrol und alle vorarlbergischen Herrschaften. Allenthalben schwur das Volk zu ihnen. Bloß dadurch, daß sie dem Volke die Freiheit anboten, eroberten sie ganze Landschaften ohne Widerstand. Sie verließen aber ihre Eroberungen, zogen vor das Städtchen Wyl und zwangen den Abt Cuno, seinen Sitz wieder in St. Gallen aufzuschlagen. Mitten unter den Schaaren seiner Gegner, von vielfältigen Spottereien geneckt, welche edler Denkende so viel möglich verhinderten, ritt der Abt, vor Alter und Leid grau, todtbläß, ausgemergelt, mit niedergeschlagenem Blicke in St. Gallen ein und wurde sammt seinem Stifte von der Stadt und dem Lande Appenzell in Schutz genommen. — Mit den ersten Tagen des Jahres 1407 durchstreiften die Appenzeller verheerend den Thurgau und die Grafschaft Kyburg. Nur ihre Unerfahrenheit in der Belagerungskunst rettete Konstanz, nur eine zürcherische Besatzung Winterthur. Am 8. Christmonat desselben Jahres unternahmen sie die Belagerung von Bregenz.

Trotz der Ungunst des Winters, in welchem strenge Kälte mit Thaumetter und Ueberschwemmungen schnell wechselte, lagen sie manche Woche vor der festen Stadt, bis sie am 13. Januar 1408 von den schwäbischen Fürsten und Herren mit 8000 Mann angegriffen und hier in der Ebene, wo die feindliche Uebermacht, namentlich die geharnischte Reiterei ihre Stärke anwenden konnte, mit großem Verluste geschlagen wurden. Sie zogen sich indeß so wohl geordnet zurück, daß der Feind sie nicht zu verfolgen wagte. Das Belagerungszeug vermochten sie nicht zu retten. Nach kurzer Zeit kam ein Friede zu Stande, in welchem die Appenzeller ihre Eroberungen zurück gaben und Anerkennung ihrer Freiheit erhielten. Zur Sicherung derselben suchten sie in den eidgenössischen Bund zu kommen; sie erhielten aber im Jahr 1411 nur ein Burg- und Landrecht mit sieben Orten.

Am 28. Mai 1412 schloß Herzog Friedrich mit allen Eidgenossen den fünfzigjährigen Frieden. Hundert Jahre waren verlossen, seit Oesterreich mit Stolz und Uebermuth den Kampf gegen die Freiheit der Eidgenossen begonnen. Jetzt war die Oberhand für die letztern so entschieden, daß Oesterreich froh sein mußte, von ihnen einen nachtheiligen Frieden anzunehmen. Das war so gekommen, weil damals noch in der Eidgenossenschaft meist Jeder nicht nur auf seinen besondern Nutzen, sondern auf den Vortheil des Ganzen sah, und weil Jeder mit selbstverläugnender Aufopferung die Pflichten treu erfüllte, die ihm der ewige

Band unter  
belehrt, eben  
noch durch d

Nur  
Gütekeit,  
Vergrößerung  
der andern  
gellisten  
lichen Hei  
blieb nicht  
Folge,  
den Eid  
In  
nisse ein  
deutsche  
(Conci  
Häute, d  
und die  
Dieß ge  
XXIII,  
verdränge  
von Rom  
schlimm  
hätt thun  
fiel die  
Friede  
mahnte  
entschied

Bund auferlegte. So lange dieser Geist die Eidgenossenschaft befeelte, eben so lange konnte ihre Freiheit weder durch die List noch durch die Gewalt fremder Mächte vernichtet werden.

---

## Zweites Kapitel.

### Untertanen- und Bürgerkriege.

1414—1450.

---

Die Eroberung des Aargau's 1414—1418.

Nur zu bald trat an die Stelle des eidgenössischen Sinnes Eitelkeit, Eigennuz, Selbstsucht. Die Kantone fingen an, nach Vergrößerungen zu streben. Das Glück der einen weckte den Neid der andern. Man kam, wenn mehrere nach der gleichen Erwerbung gelüsteten, mit einander in Zerwürfniß. Die Bande der brüderlichen Liebe erschlafften, und der traurige Lohn dieser Verirrung blieb nicht lange aus. Ein furchtbarer Bürgerkrieg war ihre nächste Folge, die zweite, daß der Geist wahrer Eintracht nie mehr zu den Eidgenossen zurückkehrte.

In der christlichen Kirche waren große Unruhen und Aergernisse eingerissen. Ihnen abzuhelpen, berief im Jahr 1414 der deutsche Kaiser Siegmund eine Kirchenversammlung (Concilium) nach Konstanz. Sie fing damit an, die drei Päpste, die es damals gab, von denen jeder der rechte sein wollte, und die sich und ihre Anhänger gegenseitig verdamnten, abzusetzen. Dieß gefiel Vielen übel, am übelsten dem Papste Johann XXIII., welcher in der Hoffnung, seine beiden Nebenbuhler zu verdrängen, nach Konstanz gekommen war. Darum trachtete er, von Konstanz wieder nach Italien zu entfliehen, wo er den Beschlüssen des Conciliums getrozt haben würde. Zu dieser Flucht half ihm Herzog Friedrich von Oesterreich. Zur Strafe fiel dieser in Acht und Bann. Der Kaiser erklärte alle mit Friedrich bestehenden Verträge und Bünde für aufgelöst und mahnte zum Kriege gegen ihn ganz Deutschland und besonders ernstlich die Eidgenossen. Sie weigerten sich lange, weil sie vor

drei Jahren erst den fünfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen. Als aber Kaiser und Kirchenversammlung auch ihnen mit Acht und Bann drohten, gehorchten sie. Nur Uri trat nicht bei und wollte auch nachher keinen Theil an den gemachten Eroberungen. Zuerst brach Bern auf und nahm den Aargau bis an die Reuß. Zürich gewann die Herrschaft Knonau, Luzern Sursee mit der Umgegend. Gemeinschaftlich eroberten die Eidgenossen die Grafschaft Baden und die freien Ämter. Auch die Stadt Schaffhausen befreite sich von Oesterreichs Oberherrschaft. Herzog Friedrich war bald so arm und hülflos, daß er den Spottnamen Friedrich mit der leeren Tasche erhielt. Er unterwarf sich, und der Kaiser befahl den Eidgenossen, ihre Eroberungen zurück zu geben. Da er ihnen aber vor dem Beginne des Krieges alles Eroberte zum bleibenden Eigenthume verheißt, so weigerten sie sich und behielten diese Länder. Die Freiheit schenkten sie ihnen nicht, sondern machten sie zu Unterthanen einzelner Kantone oder zu gemeinen Herrschaften. Es gab übrigens vielen Streit, ehe sich die Eidgenossen über die Theilung dieser Eroberungen verständigen konnten.

#### Ereignisse im Wallis und in Italien. 1414—1426.

Während dieser Zeit fielen im Wallis Ereignisse vor, die der Eintracht der Eidgenossen noch viel größere Gefahr drohten. Der stolze und mächtige Freiherr Guiscard von Raron kam in den Verdacht, die Freiheit zu hassen, und war das Opfer einer Volksbewegung. Seinen Sturz führte man durch die alte Landesfittte der Mazze herbei. Es rissen Einige einen jungen Baum aus, steckten in seine zusammen gebundenen Aeste die Figur eines weinenden Menschenantlitzes, umwanden das Ganze mit Dornen, und jeder Theilnehmer schlug zum Zeichen der Treue einen Nagel in den Baum. Diese Figur, Mazze genannt, wurde des Nachts an einen Ort geschleppt, wo sich auf großen Volkszulauf rechnen ließ. Zeigte sich das Volk zu unruhigen Bewegungen, Plünderungen, Gewaltthaten geneigt, so trat einer aus den Thätern hervor, stellte das Bild neben sich und fing an mit ihm zu reden: „Mazze! diese guten Leute wollen dir helfen, wen fürchtest du? ist's der Sillinen, der Apherling, der Raron?“ Sowie er den Namen dessen nannte, den die Volkswuth treffen sollte, wurde das Bild vor der Versammlung geneigt und der Mazzenmeister rief: „Es ist euch geklagt! Wer der Mazze helfen will, hebe die Hand auf!“ Wenn sich die Mehrheit zu Gunsten der Mazze

erklärte, ging der Lärm durch das ganze Land. Mit der Mazze zog das empörte Volk vor die Häuser, Burgen, Bestizungen der Gemazeten und ihrer Freunde, Anhänger, Verwandten, plünderte, raubte, zerstörte; nur schnelle Flucht rettete das Leben der Angefallenen. So that man im Jahr 1414 gegen Naron und seine Freunde. Er floh nach Bern, wo er Bürger war, forderte und erhielt Hilfe. Die Walliser hingegen machten einen Bund mit Luzern, Uri, Unterwalden, welche nun behaupteten, Bern habe sich um die Angelegenheiten des Walliser Landes nicht zu bekümmern. So ging der Streit auf die Eidgenossen über und drohte bald, in einen Bürgerkrieg auszubrechen, in welchem Bern an der Seite von Savoyen gegen einige seiner Eidgenossen würde gefochten haben. Mit Mühe konnten jene drei Stände beredet werden, die Waffen ruhen zu lassen, als Bern, ohne auf ihre Einwendungen zu achten, ins Wallis einfiel. Die Walliser, obwohl sie ihr Land mit großem Heldennuthe glücklich vertheidigten, wurden dennoch im Jahr 1420 zu einem ungünstigen Frieden gezwungen. Sie mußten dem Hause Naron seine Bestizungen zurückstellen und überdieß an die Geschädigten, an Bern, an die Eidgenossen große Geldsummen bezahlen.

Zu den Nachwehen dieses Ereignisses muß die schmähliche Führung des ein Jahr später ausgebrochenen Krieges der Eidgenossen gegen Mailand gerechnet werden, in welchem zwar von ihnen an mehreren Orten und namentlich am 30. Brachmonat 1422 in der Schlacht von Arbedo gegen zehnfache Uebermacht mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten, aber durch den Frieden von 1426 die kurz zuvor errungenen italienischen Bestizungen um geringe Geldentschädigungen hingegeben wurden.

#### Der alte Zürichkrieg. 1436—1450.

Die nächsten Jahre verflossen den Eidgenossen in Ehre, Sicherheit und Glück; aber nachdem jede Gefahr von außen verschwunden, kam ein Zeitpunkt, in welchem sie ihre ruhmschmückten Waffen gegen sich selbst wendeten und in langjährigem, blutigem Bürgerkriege sich selbst mehr Unheil zufügten, als die bittersten Feinde über sie hätten bringen können.

Es starb im Jahr 1436 der mächtige Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos und ohne einen nahen unzweifelhaften Erben. Er war lange mit den Eidgenossen in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, im Jahr 1405 Bürger zu Zürich, im Jahr 1416 Landmann zu Schwyz geworden, und beide Stände

hofften, nach Friedrichs Tode mit seinem Gebiete in ausschließliche Verbindung zu kommen, nicht um die Zahl ihrer Bundesgenossen, wohl aber um die ihrer Untertanen zu vermehren. Friedrich selbst begünstigte Anfangs Zürich, später das Land Schwyz. Viele glauben, er habe hinterlistig die Eidgenossen, zu denen er sich mehr aus Noth als aus Liebe hielt, und die er im Herzen bitterlich haßte, in Streit zu verflechten gesucht. Nährte er wirklich diesen Plan, so gelang er ihm nur zu wohl. Unter den Eidgenossen herrschte nicht mehr die Gesinnung, in der Zürich im J. 1410 nach der Eroberung des Gschenthalers zu den Ländern sprach: „Euch zum Beistande, liebe Eidgenossen! sind wir über den Gotthard gezogen; ein Land aber von fremder Sprache und Sitte wollen wir nicht beherrschen. Nehmet ihr es, ihr wohnet näher, seid also ihr Regenten daselbst!“ Länderhuch war an die Stelle dieses Edelmuthes getreten, und sie entzündete sogleich nach Friedrichs Tode grimmigen, blutigen Streit zwischen Zürich und Schwyz.

Damals waltete zu Zürich Rudolf Stüssi, Bürgermeister, zu Schwyz Ital Reding, Landammann. Beide durch Geistesgaben, Muth, Stolz, Thatendurst, Erfahrung in Krieg und Frieden ausgezeichnet; beide in ihrem Lande die wichtigsten Männer, auf Tagsatzungen und bei fremden Fürsten von großem Einflusse; beide beflissen, ihrem Lande und mit dem Lande sich selbst den ersten Rang in der Eidgenossenschaft zu verschaffen; beide diesen Zweck mit Festigkeit verfolgend, Stüssi hitzig und starrsinnig, Reding mehr gewandt und schlau; beide ihr vorzüglichstes Augenmerk auf Friedrichs reiche Erbschaft richtend; aber auch beide über ihrem persönlichen Haße und der Begierde, sich und ihren Kanton zu erhöhen, das Heil des gemeinsamen Vaterlandes vergessend. Geleitet von diesen Männern, eilten Schwyz und Zürich sogleich nach des Grafen Tode, einzelne Stücke seiner Besitzungen, die er ihnen bei Lebzeiten geschenkt hatte, an sich zu reißen und ihre Verbindungen mit den übrigen Landestheilen zu befestigen.

Die meisten der toggenburgischen Länder liebten es mehr, von Schwyz als von Zürich abzuhängen, verweigerten alle Annäherungen an diese Stadt, ließen auch durch die Noth einer Kornsperrre ihre Abneigung nicht bezwingen und schlossen ein Landrecht mit Schwyz und Glarus. Die zehn Gerichte in Rhätien aber legten im Jahr 1436 durch Beschwörung des Lehngerichtenbundes den Grund zur bleibender Freiheit. Zwölf Jahre früher war in Rhätien auch der Obere oder Graue Bund

gestiftet wor  
bund, und  
1471 zu des  
Das F  
Friedrichs  
länder erob  
genossen m  
ihrodenen  
einen kurz  
war die  
Neigung z  
nicht kör  
sinn gereiz  
durch weld  
terung na  
ihnen für  
hängliche  
ding's Ge  
zu vereitel  
und über  
tigen Land  
höchste.  
der Anlag  
höhere W  
ordentlich  
war auf  
Jeder si  
andern  
Hunger  
neue Grm  
unzeit von  
Stroh. W  
leute form  
das Girtel  
war etwa  
wider Girt  
thai der  
Zurwende  
sah der  
Glarern  
rung; a  
Wittnen

gestiftet worden. Schon längere Zeit bestand der Gotteshausbund, und diese drei Bünde vereinigten sich dann im Jahr 1471 zu dem Staate, der Graubündten genannt wird.

Das Thun der im entfernten Bündten liegenden Besitzungen Friedrichs kummerte Zürich nicht; aber die Schritte der nähern Länder erbitterten es so sehr, daß es zu Felde zog und die Eidgenossen mahnte. Gleiches thaten Schwyz und Glarus. Die erschrockenen Eidgenossen suchten zu vermitteln, erzielten aber bloß einen kurzen Aufschub des Krieges. Schwyz und Glarus legten zwar die Sache willig in ihre Hand, zeigten viele Mäßigung und Neigung zu einem billigen Vergleich, Zürich hingegen wollte von nichts hören. Da fällten die Eidgenossen, durch Zürichs Starrsinn gereizt, im Februar 1437 zu Luzern einen Schiedspruch, durch welchen Zürich so viel als Alles verlor. In ihrer Erbitterung nahmen die Zürcher gegen die Abmahnungen der von ihnen für parteiisch gehaltenen Eidgenossen das ihrer Stadt anhängliche Sarganser Land ein, und als ihnen hierauf Redings Gewandtheit ein Bürgerrecht mit dem Abte von St. Gallen zu vereiteln, denselben in ein Landrecht mit Schwyz zu ziehen und überdies seinem Kanton durch Verpfändung viele der streitigen Lande zu erwerben wußte: so stieg ihre Gereiztheit aufs höchste. Raslos arbeiteten zwar die Eidgenossen an Versuchen der Ausgleichung; allein um dieser Sache eine immer verderblichere Wendung zu geben, traten im Jahr 1438 auch noch außerordentliche Naturereignisse ein. Die geringe leztjährige Ernte war aufgezehrt. Mit Angst sah man einer Hungersnoth entgegen. Jeder sicherte sich, so gut er konnte. Nach dem Beispiele vieler andern Städte schlug Zürich Kornkauf und Durchfuhr ab. Die Hungersnoth stieg auf einen fürchterlichen Grad, als auch die neue Ernte fehl schlug. Die hungernden Leute hatten die Aehren unreis von den Halmen gepflückt. Man erntete häufig nur das Stroh. Aller Verkehr mit Lebensmitteln hörte auf. Die Landleute konnten in den Städten kein Brod kaufen. Glücklich war das Hirtenland, wo es Molken und Käse gab. Im Bauernland war etwas Kraut in Milch gesotten ein seltenes Wohlleben. In viele Häuser kam ein halbes Jahr lang kein Brod. Die Wohlthat der Erdäpfel lernte man erst Jahrhunderte später kennen. Tausende mußten eines grausamen Todes sterben. Vergebens befohl der Kaiser den Zürchern, die Zufuhr den Schwyzern und Glarnern zu öffnen. Die eigene Noth entschuldigte ihre Weigerung; aber das war unnütze Grausamkeit, daß man armen Wittwen aus jenen Kantonen den sauer verdienten Schnitter-

lohn, den sie sich in Korn ausbedingt hatten, versagte und sie mit leeren Händen trostlos zu ihren hungernden Kindern heim sandte. Solche Nachsicht erzeugt nur der Bürgerzwist! Durch viele solche gegenseitig verübte Handlungen ward nach und nach die letzte Friedenshoffnung zertrümmert. Schwyz und Glarus gaben zwar der eidgenössischen Vermittlung Gehör; aber Zürich verwarf in trauriger Verblendung alle Vergleichsvorschläge und achtete selbst die Drohung nicht, es werden sich die Eidgenossen mit aller Macht gegen den ungehorsamen Theil wenden. Am 3. Mai 1439 zogen beide Parteien zu Felde, und beide mahnten die Eidgenossen. Die Gesandtschaften derselben warfen sich zwischen die kampflustigen Heere, und wiewohl sie ein Gefecht nicht verhindern konnten, gelang es doch noch, auf ein Jahr Waffenstillstand zu schließen. Völliger Friede ward nicht erzielt. Selbst die Heimsuchung einer fürchterlichen Pest minderte die Entzweiung nicht. Tausend Unschuldige raffte die Seuche des Jahres 1439 dahin; die schuldvollen Urheber noch größeren Jammers blieben am Leben. Im Weinmonat 1440 begann der Krieg. Er war kurz und schmähslich für Zürich.

Zürich stand wohl gerüstet mit 7000 Mann im Felde. Die schreckensvolle Nachricht, alle Eidgenossen seien auf die Seite von Schwyz getreten, zerstreute dieses Heer ohne Schwertstreich. Die Zürcher bargen sich hinter ihren Mauern. Sie wagten kaum noch, mit bewaffneten Schiffen das eidgenössische Lager am See zu beschließen. Als aber diese für jeden Schuß ein Haus anzündeten, wurden die in der Stadt liegenden Landleute unwillig, und auch diese unbedeutenden Unternehmungen fanden ein Ende. Das ganze Gebiet der Stadt fiel wehrlos an die Eidgenossen, die es mit Feuer und Schwert verheerten und in ihrem Grimme selbst Kirchen entweiheten. In der Stadt selbst herrschte Uneinigkeit, Zuchtlosigkeit, Furcht. Man mußte die durch ihre Verluste erbitterte Menge der dort zusammen geströmten Landleute fast mehr noch als die Feinde fürchten. Niemand war vor diesen Leuten seines Eigenthumes sicher. Allen ihren Bedarf nahmen sie, wo sich Gelegenheit fand, ohne Bezahlung mit der Aeußerung weg, sie haben um der Stadt willen mehr und Besseres verloren. Kaum konnte noch die Regierung ein dürftiges Ansehen behaupten.

Unter solchen Umständen hörte das entmuthigte Zürich, nachdem der Krieg kaum einen Monat gedauert, gern auf Einladungen zum Frieden. Derselbe fiel billiger aus, als diese Stadt hoffen durfte. Schwyz und Glarus hätten ihr zwar gern das ganze Gebiet weggenommen; nur aus Furcht, von den Eid-

genossen ver-  
Bedingungen  
verboten an  
Schwyz ab-  
gegen Zürich  
wenn Schwyz  
Eroberungen  
in fürchter-  
Schwyz  
konnte dem  
und der S  
auf den Z  
zende Grim  
Städte  
Eidgenöss  
einem B  
König  
Herrschaft  
Grünig  
Grafchaft  
10 gegen  
dem neu  
So wurd  
ringere  
gegen d  
deutig  
die Ver  
Zutranes  
Friedrich  
mit Jahr  
gab des  
dem ihm  
Zürich  
ein Theil  
gangen h  
Zürich  
reihen  
hoch  
ward.  
im Jahr  
schien,  
Lebensg

genossen verlassen zu werden, verstanden sie sich zu leidlichem Bedingungen. Zürich mußte auf die toggenburgische Erbschaft verzichten und vom eigenen Gebiete ein Stück oben am See an Schwyz abtreten. So endete der erste Krieg der Eidgenossen gegen Zürich, und wir würden vielleicht keinen zweiten kennen, wenn Schwyz großmüthig genug gewesen wäre, von Zürich keine Eroberungen anzunehmen. So aber entstand ein Haß, der bald in fürchterliche Flammen ausbrach.

Schon die nächste Zeit sah dieses Unglück; denn Zürich konnte den Schaden, die Schmach, die Schande nicht vergessen, und der Spott und Jubel der Länder, das gesunkene Ansehen auf den Tagelazungen nährten täglich und stündlich die schmerzende Erinnerung. Bald durstete Zürich, voraus Stüzi und der Stadtschreiber Graf, seine Leiter und Lenker, nach Rache an den Eidgenossen. Diese Leidenschaftlichkeit verleitete im Jahre 1442 zu einem Bunde mit Oesterreich, in welchem Zürich die Grafschaft Kyburg an Oesterreich wieder abtrat und die Abtretung anderer Herrschaften (z. B. Stäfa, Regensberg, Andelfingen, Grünigen) verheiß, auch sich verpflichtete, die Rückgabe der Grafschaft Baden an Oesterreich zu befördern, wogegen es die toggenburgische Erbschaft erhalten und Haupt einer andern neu zu stiftenden Eidgenossenschaft werden sollte. So wurden aus Haß schöne und sichere Besitzungen gegen geringere und ungewisse Hoffnungen, und ein brüderlicher Bund gegen die gefährliche Vereinigung mit einer überlegenen, zweideutig gesinnten Macht dahin gegeben; dennoch frohlockte darüber die Verblendung. Das Gerücht von diesem Bunde vertilgte alles Zutrauen der Eidgenossen gegen Zürich. Als vollends Kaiser Friedrich III. selbst mit Pracht und Glanz gen Zürich kam und mit Jubel empfangen wurde; als er von den Eidgenossen Rückgabe des Aargau forderte; als alle Ermahnungen an Zürich, vom österreichischen Bunde abzusehen, fruchtlos blieben; als Zürich und Rapperschwyl österreichische Besatzungen einnahmen; ein Theil des Landvolkes aus eigenem Antriebe die Grenzbesetzungen bemannte; zu Zürich im Jahr 1443 der österreichische Bund öffentlich beschworen, die weißen eidgenössischen Kreuze mit rothen österreichischen vertauscht wurden: stieg das Mißtrauen so hoch, daß Zürich auf den Tagelazungen nicht mehr zugelassen ward. Furchtbar wuchs die Erbitterung. Zu Schwyz, das doch im Anfange dieses Streites, als Oesterreich seinen Planen günstig schien, Annäherung an diese Macht nicht gescheut, hätte jetzt ohne Todesgefahr Niemand von derselben löblich reden dürfen. Beide

Parteien sehnten sich nach dem Ausbruche des Krieges. Mit Jubel eilte die Besatzung von Rapperschwyl hinaus, als sie meinte, das Banner von Schwyz heran ziehen zu sehen. Sie fand aber nur eine Schaar Kinder mit langen Ruthen auf den Schultern, welche sich einen großen Lappen vortragen ließen und auf der Brücke kriegerisches Spiel trieben. Zuletzt brachen Schwyz und Glarus am 20. Mai 1443 ohne Wissen und Wollen der übrigen Eidgenossen auf zu einem neuen Kriege gegen Zürich. Nach wenig Stunden stand das erste Dorf in Flammen. Zwei Tage später wurden die Zürcher im Gefechte bei Freienbach geschlagen. Den 23. drangen 5000 Zürcher und Oesterreicher gegen Zug vor. Auf der Ebene von Baar fanden sie unerwartet eidgenössische Banner, vor welchen sie ohne Schwertstreich zurück wichen. Die Eidgenossen aber beschloßen, die zürcherischen Verschanzungen am Hirzel zu stürmen (24. Mai).

In der wichtigen Schanze am Hirzel, gegen welche 4000 Eidgenossen anrückten, befanden sich bloß 1100 Mann. Sie sandten eilig um Hülfe, erhielten aber nur eine geringe Verstärkung, denn der Bürgermeister war den Seelenten ungünstig, weil sie seine Leitung des Krieges getadelt und ihm den Gehorsam verweigert hatten. Er, dessen racherfülltes Herz die Kriegesflamme in der ganzen Eidgenossenschaft entzündet, er opferte nun, ebenfalls aus persönlicher Abneigung, die Schutzwehr des Landes und ihre tapfern Vertheidiger hin, welche mit einem Theile seines überflüssigen und müßigen Volkes leicht hätten errettet werden mögen. Durch die Wuth ihres Volkes wurden die eidgenössischen Hauptleute genöthigt, den Angriff noch vor Einbruch der Nacht zu unternehmen. Mit blindem Grimme wurde die Schanze gerade da bestürmt, wo sie am festesten war. Jedem abgeschlagenen Sturme folgte ein neuer, furchtbarer. Endlich ward die Schanze erstiegen, die fliehende Besatzung verbreitete die schreckenvolle Nachricht in den Dörfern des Sees. Die Freude der Sieger ward durch die Trauer um den Verlust vieler und vorzüglicher Männer beinahe überwogen. Laut wurden die erschlagenen Ständeshäupter, die weisen Führer im Rathe und in den Schlachten, beweint, und fürchterliche Rache Zürich und den Seinen geschworen. Zu bald nur und schrecklich ging dieser Schwur in Erfüllung. Am folgenden Morgen brachen die Banner der Eidgenossen über die Seedörfer ein, und ihre unglücklichen Bewohner erduldeten alle Gräuelp, welche erbarmenlose Krieger zu erfinden und zu üben fähig sind.

Noch hatte sich Bern nicht erklärt; da kamen zu seinem

Heere Gesandte von Schwyz und rissen durch begeisternde Reden die Krieger hin, auf ihre Seite zu treten. Hierauf bemeißerte man sich des Zürcher Gebietes. Die Fürbitten der Berner schickten das Land vor Verheerung. Nach drei Wochen schloß man den Feldzug. Die Banner der Städte zogen schonend ab, die Länder bezeichneten ihren Heimweg mit gräßlichen Verwüstungen. Zu Rütli wühlten sie sogar Gräber auf und trieben Schauder erregenden Muthwillen mit Leichen. Auch die Gebeine Friedrichs von Toggenburg wurden in ihrer Ruhe gestört.

Einen Monat später griffen die Länder mit 5000 Mann Zürich selbst an. Als sie anrückten, eilte die ganze Stadt zu den Waffen und lagerte sich hinter der Sihl. Weiber, Kinder, Greise kamen als Zuschauer. Man aß, trank, trogte. Endlich zog man im Uebermuthe über den Fluß bis zur Kapelle von St. Jakob. Hier geschah die Schlacht. Sie war kurz und entscheidend. Zuerst flohen die österreichischen Reiter, ihnen folgte das zürcherische Fußvolk, als es fürchten mußte, durch eine feindliche Abtheilung, die es mit List umgangen, von der Stadt abgeschnitten zu werden. In dieser äußersten Gefahr verteidigte Stüssi mannhast die Sihlbrücke und büßte mit einem heldenmüthigen Tode die Verirrungen seines Lebens. An den Thoren Zürichs wurden Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer, Weiber, Kinder, Greise erschlagen, erdrückt, zertreten. Freunde und Feinde drangen unter einander ein. Die Geistesgegenwart einer Frau rettete die Stadt. Sie ließ das Fallgitter des Thores nieder. Die wenigen eingedrungenen Feinde wurden erlegt. Das Geschütz entfernte die übrigen. Draußen vor der Stadt waren Glarner von des Bürgermeisters Verwandtschaft beschäftigt, den Verhafteten noch im Tode zu mißhandeln. Nachdem sie einander in Unmenschlichkeiten überboten, warfen sie den zerstückten Leichnam in die Sihl. Hierauf wurde die Vorstadt und die umliegende Gegend geplündert, verheert, verbrannt. Die Sieger setzten sich auf Leichname, machten Haufen erschlagener Feinde zu ihren Tischen, jubelten und zechten, und in ihren Jubel donnerte das zürcherische Geschütz. Das ist Bürgerkrieg!

Nach dieser That vermittelte der Bischof von Konstanz einen Waffenstillstand; er heißt der elende oder faule Friede, weil er weder Sicherheit noch Ruhe gab. Zu Baden ward zwar unterhandelt, und freudig brachten die zürcherischen Gesandten Meiß, Bluntschli, Trinkler einen billigen Friedensentwurf nach Hause; aber den Zürchern leuchtete wieder einige Hoffnung. Es war Aussicht auf mächtige Hülfe von Frankreich. Der

große Rath verwarf den Frieden. In einem Tumulte wurden jene drei Männer ergriffen und aufs Blutgerüst geschleppt. Der Tag zu Baden löste sich auf, und die Zürcher schwelgten in süßen Träumen von Sieg und Rache. (April 1444.)

In dem heftiger als je wieder ausbrechenden Kriege ward Rapperschwyl 31 Wochen lang so hart belagert, daß die Besatzung Angesichts des Sees Wassermangel litt und mitten in einem gesegneten Lande mit Pferden, Hunden und Katzen den Hunger zu stillen genöthigt war. Bürger und Besatzung aber blieben muthig und die Stadt unbezwungen.

Während dieser Belagerung rückte das eidgenössische Hauptheer vor Greifensee (1. Mai.). Die schwache Besatzung verließ das Städtchen, vertheidigte aber mit ausgezeichneter Tapferkeit das Schloß. Die Eidgenossen, denen ein verrätherischer Bauer eine schwache Stelle gezeigt, fingen an, die Burg zu untergraben. Ein herabgewälzter Altarstein zerschmetterte die Arbeiter und ihr Schirmdach. Unter einem stärkern Dache ward die Arbeit fortgesetzt, die Mauer fing an zu sinken, die Besatzung mußte sich ergeben; aber weder ihre Tapferkeit, noch das empfangene Ehrenwort, noch der Widerstand biederer Eidgenossen, noch das jammervolle Flehen hilfloser Väter, Mütter, Weiber, Kinder der Gefangenen konnte den blutdürstigen Landammann Ital Reding den Jüngern und die von ihm aufgehezte Menge abhalten, sie zum Tode zu verurtheilen. Muthvoll bot der Anführer Wildhans von Landenberg zuerst sein Haupt dem Schwerte dar, nach ihm die Andern. Ost hielt der Scharfrichter inne, für die noch lebenden flehend. Barsch und spöttisch befahl Reding jedesmal die Fortsetzung der Hinrichtung. Die Erde schluckte das Blut nicht mehr. Der Tag hatte sich geneigt. Reding ließ Fackeln bringen. So wurden 62 gerichtet. Endlich entfernte sich Reding. Wer da noch lebte, war gerettet. So schauderhaft schien diese That, daß die Eidgenossen noch lange nachher, wenn Unglück sie traf, es der göttlichen Rache für den Mord von Greifensee zuschrieben.

Nach Greifensees Eroberung zogen die Eidgenossen heim; aber Streifzüge der Zürcher und das Gerücht von der Ankunft französischer Heere reizten aufs neue ihren Zorn. Mit 20,000 Mann unternahmen sie die Belagerung Zürichs (22. Juni). Die Stadt sollte zum Frieden gezwungen oder vernichtet werden. Zürich war unerschrocken, reich an Vertheidigungsmitteln, wohl besetzt, gut befehligt. Die Thore wurden nie verschlossen. Die Krieger tanzten auf den Werten und höhnten die Feinde. Durch beson-

dem Heldenmuth glänzte eine Gesellschaft von 60 Männern, die Böcke genannt. Sie beunruhigten die Gegner durch stete Ausfälle und Streifzüge und wurden zu den kühnsten Unternehmungen gebraucht. Beinahe zwei Monate hatte die Belagerung schon gedauert. Die Eidgenossen wurden überdrüssig, ihre Stürme wurden abgeschlagen, ihre Beschießung that keinen Schaden, eine furchtbare Nachricht endigte plötzlich die ganze Belagerung.

Während der Belagerung Zürichs verübte der Freiherr Thomas von Falkenstein eine Verrätherhandlung an Brugg (30. Juli). Er, Bürger und scheinbarer Freund dieser Stadt, kam in dieselbe und ward um so freudiger empfangen, als er erzählte, er hole den Bischof von Basel, der die Friedensvermittlung übernehmen wolle. Zwei Tage später forderte Falkenstein mitten in der Nacht Einlaß, der Bischof sei bei ihm. Als sich der Thormächter über die Zahl seines Begleites wunderte, empfing er den Todesstoß. Hierauf sprengten einige hundert Reifige in das Städtchen, fingen die Bürger, raubten Brugg aus, brachten alles Geplünderte, sogar die Thorketten, auf Schiffe, trieben Weiber und Kinder aus der Stadt, zündeten sie an und enteilten mit ihren Gefangenen der Rache des nachjagenden Aargau. Gegen diese Gefangenen zeigte sich Falkenstein so blutdürstig, daß einige besser Denkende ihre Ermordung kaum verhindern konnten. Den Urheber dieses Greuels traf bald die Vergeltung der Eidgenossen. Seine Schlösser wurden zerstört, seine Gemahlin gefangen, er selbst zu Farnsburg hart belagert und jedes Anerbieten einer bedingten Uebergabe verworfen. Ihn rettete das gleiche Ereigniß, welches die Belagerung von Zürich endigte.

Es nahte sich das von Zürich und dem Adel erwartete französische Heer, über 40,000 Mann stark, die Armagnaken genannt. Unter fürchterlichen Verwüstungen und Erpressungen durchzogen diese Schaaren den Elsaß und Sundgau. Alles zitterte vor ihnen, nur die Eidgenossen erwarteten mit stolzem, trotzigem Muth auch diesen Feind. Die Franzosen lagerten sich bei Basel hinter der Birs, einige Abtheilungen schoben sie über den Fluß vor, die Vorhut stand außerhalb Prattelen. Die Belagerer von Farnsburg sendeten 1600 Mann auf Rundschaft, mit dem ernstesten Befehle, jedes Gefecht zu vermeiden und in keinem Falle über die Birs zu gehen. Diese stießen auf einen Vorposten von 100 Mann, er ward leicht geworfen. In der Freude vergaß man alle Befehle und griff eine Schaar von mehreren tausend Mann, auf die sich jener Posten zurückzog, mit solchem Feuer an, daß auch sie zum

Weichen genöthigt ward. Gleiches Schicksal hatte eine neue Abtheilung von 12,000 Mann. Alle diese Tausende wurden von nicht so vielen Hunderten mit bedeutendem Verluste über die Birs getrieben. An ihrem Ufer angekommen, wollten die eidgenössischen Führer ihre Krieger zurückhalten. Vergebens. Wuthentbrannt stürzten sie sich in den Fluß und in ihr Verderben. Das Feuer des französischen Geschüzes lichtete ihre Reihen, sie geriethen im Wasser in Unordnung, wurden, ehe sie sich am jenseitigen Ufer aufstellen konnten, durch den Andrang der gesammten feindlichen Macht zertheilt, 500 Mann auf eine Birsinself gedrängt und dort aufgerieben. Die übrigen warfen sich hinter die Mauern eines Krankenhauses, von welchem dieser Kampf die Schlacht bei St. Jakob an der Birs heißt (26. August). Hier wurden sie durch die Ueberzahl der Feinde und die Flammen des Gebäudes bezwungen. Gefangen gab sich keiner. Sie fielen bis auf den letzten Mann; und nach zehnstündigem Streite deckten neben anderthalb tausend Eidgenossen über 8000 Feinde das Schlachtfeld. Von den Eidgenossen waren 16 Mann entflohen, die in der Heimath zur Strafe ihrer Feigheit mit lebenslänglicher Verachtung gebrandmarkt wurden und kaum der Hinrichtung entgingen. — Diese ruhmvolle That zwang dem französischen Feldherrn laute Bewunderung ab, und kühlte seine Lust, sich weiter mit den Eidgenossen zu messen; er verließ ihr Gebiet und führte sein Heer über den Rhein nach Deutschland.

Nach der Schlacht ritt Burkard Mönch von Mönchenstein mit andern Edeln auf der Wahlstatt umher. Beim Anblicke eines mit dem Tode ringenden Eidgenossen rief er spottend: „Heute baden wir in Rosen!“ Der gehöhnte Held raffte sich mit der letzten Kraft auf: „Friß auch eine der Rosen!“ rief er und schleuderte stark und richtig einen Stein. Mit zerschmetterten Augen, Nase, Mund, blind und sprachlos sank Burkard Mönch vom Pferde, litt noch drei Tage, dann starb er. Er war einer von denen gewesen, welche die Franzosen ins Land gerufen hatten.

Dem Unglücke bei St. Jakob folgte die Aufhebung der Belagerungen von Zürich und Farnsburg. Zürich erhielt die Nachricht von der Schlacht durch einen Käufer, der sich glücklich durch das eidgenössische Lager geschlichen. Mit einem Male wurden alle seit mehreren Wochen stille gestellten Glocken geläutet, Trompeten, Pauken, Musik, Freudengeschrei erschallten. Die Belagerer spotteten des Jubels, bis sie selbst Nachricht empfingen. Da übermannte sie der Schrecken. Sie hoben die

Belagerung mit solcher Eile auf, daß nicht einmal das Lager ganz abgebrochen ward, und neben Karten und Bürseln auch Waffen, Zelte und Geld zurück blieben. Die Belagerer von Farnsburg aber hatten sich gänzlich aufgelöst und nicht einmal ihr Geschütz gesichert.

Von da an verwandelte sich der Krieg in eine Reihe von Gefechten und Streifzügen, die nichts entschieden und Glend und Erbitterung immer höher steigerten. Beendigt wurde er am 6. März 1446 durch die Schlacht von Ragaz, in welcher 6000 Feinde durch 1100 Eidgenossen schmächtig geschlagen wurden. Diese Schlacht nahm den Gegnern den Rest ihres Muthes, und wurde dadurch folgenreicher als alle frühern.

Die großen Kosten, die unerseßlichen Verluste dieses Krieges hatten schon längst alle Theilnehmer ermüdet; der Friede war ein Werk der Nothwendigkeit. Zwischen Zürich und den Eidgenossen ward er am 4. Juli 1446 abgeschlossen, und die Entscheidung der zwei Fragen, ob sich Zürich den eidgenössischen Bundesverträgen unterziehen müsse, und ob der Bund mit Oesterreich fortbestehen könne, sowie die Festsetzung der eigentlichen Friedensbedingungen Schiedsgerichten zugewiesen. Die erste dieser Fragen entschied am 27. Februar 1447 der Obmann Peter von Argun, Bürgermeister zu Augsburg, bejahend; die zweite zu Einsiedeln, in gleicher Eigenschaft, Heinrich von Bubenberg, Schultheiß von Bern, am 13. Juli 1450 verneinend. Im Uebrigen lautete der Friede völlig wie derjenige von 1440. Obwohl er den Zürchern keine weitem Nachtheile zufügte, standen sie dennoch am Rande des Verderbens. Die große, reiche Grafschaft Kyburg war nutzlos an Oesterreich dahin gegeben; der Krieg hatte die für jene Zeit ungeheure Summe von 1,070,000 Gulden verschlungen; aller Kredit war dahin, das Gebiet verödet oder so verwüßt, daß Haus und Hof im Schutte lagen und Felder, Weingärten und Wiesen durch hoch aufgeschossenes Unkraut fast unkenntlich wurden. In dieser Lage hätte Zürich bei längerer Fortsetzung des Krieges entweder durch Oesterreich oder die Eidgenossen seine Freiheit verloren; aber kaum mit den letztern ausgesöhnt, war es wieder so stark, daß ihm Oesterreich der eigenen Ruhe wegen die Grafschaft Kyburg für 24,000 Gulden wieder abzutreten für gut fand.

Von dem Frieden blieben die zürcherischen Böcke ausgeschlossen. Sie verließen das Land, kauften das Schloß Hohenkrähen in Schwaben und hielten sich dort stille, auf Milderung

des Unwillens der Eidgenossen hoffend. Viele bemitleideten sie, und der Landammann Fries von Uri sprach, man könnte diesen Leuten neue Feindseligkeiten und selbst die Gefangenenehmung eines angesehenen Eidgenossen nicht verargen. Nach kurzer Frist machten sie den Landammann selbst zum Gefangenen. Erstaunt sagte er: „Euch ist gut rathen, liebe Gefellen! ich habe aber nicht gemeint, daß es mich selbst angehen sollte!“ Sie behandelten ihn zu Hohenkrähen wohl, und die Eidgenossen mußten nun den Böcken nebst dem Frieden 300 Gulden Lösegeld geben.

Vier Jahre nach Abschluß des Friedens brach der noch glimmende Haß in eine Gewaltthat aus, die ein Schandfleck in den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte ist. Auf der Fastnacht des Jahres 1454 wurde zu Zürich von erhitzen Jünglingen aus den Ländern der Chorherr Felix Hammerlin (Malleolus) in seinem Hause überfallen und gefangen dem Bischof von Konstanz überliefert. Der biedere gelehrte Greis hatte sich durch ernste Rügen der Mißbräuche und Aergernisse in der Kirche und durch politischen Eifer den Klerus und die Eidgenossen zu Feinden gemacht. Sein Loos war traurig. Jahre lang aufs übelste behandelt, erlangte er erst gegen das Ende seines Lebens ein etwas milderes Schicksal, die Freiheit nie wieder.

---

### Drittes Kapitel.

#### Die letzten Freiheitskriege.

1450—1501.

---

Die Zeiten vor dem burgundischen Kriege. 1450—1474.

In diesem Zeitraume suchten die Eidgenossen vorzüglich die Bunden zu heilen, die der lange unselbige Bürgerkrieg ihnen geschlagen. Sie strebten, das alte Glück wieder herzustellen, wo möglich zu vergrößern. Daher bieten die meisten Kantone ein Bild innern Friedens und rastlosen Bemühens um Vermehrung des öffentlichen und Privatwohlstandes dar. Wir finden auch einige Versuche zu Höherhebung der tief stehenden Bildung und Wissenschaft. Nur zu Bern und Zürich wurde durch innern Zwist

die Ruhe getrübt. Zu Bern war Kampf zwischen städtischer Aristokratie und Demokratie, in welchem nach kurzem Siege die letztere unterlag. Den Zürchern verweigerte die Herrschaft Wädenschwyl die Theilnahme an einer nothwendigen allgemeinen Landsteuer. Es kam zum Aufstand. Der Empörten nahm sich Schwyz an. Schon lagen Zürich und Schwyz gegen einander im Felde, als die Eidgenossen diesen Streit mit Billigkeit schlichteten.

Von den Verbündeten und Schutzverwandten der Eidgenossen stärkte im Jahr 1471 das Land Bündten durch Vereinigung seiner drei Theile zu Einem Ganzen seine Freiheit. — Appenzell nährte einen stets unruhigen Geist. — Ulrich Rösch, Abt von St. Gallen, hob den Flor und die Macht seines Stiftes, und kaufte, als die Eidgenossen mit einem Kriegszuge beschäftigt waren, zu ihrem großen Aerger die Grafschaft Toggenburg, um deren willen sie sich so lange zerfleischt hatten, für 14,500 Gulden. — Basel sah seine Universität entstehen, und Freiburg im Uechtlande, nachdem es, der österreichischen Herrschaft treu, im Kriege gegen Bern unglücklich gewesen, ward von Oesterreich frei. Unterstützt von Bern, wäre es schweizerisch geworden; weil aber Bern selbst nach der Herrschaft über Freiburg trachtete, ergab sich diese Stadt lieber Savoyen.

Merkwürdig sind die Verhältnisse der Eidgenossen gegen das Ausland. Es regte sich bei den Eidgenossen ein Geist der Freiheit, der oft in Trotz und Gewaltthat ausartete. Häufig war Erhaltung von Ordnung, Ruhe und Recht der Obrigkeiten schwerstes Geschäft. Die freitbare Jugend lief ohne Wissen der Regierungen nach allen Seiten in den Krieg, bald des Gewinnes wegen, bald um Rache zu üben, und bald um solchen zu helfen, die ihr ungerecht bedrückt schienen. Die Obrigkeiten selbst waren viel zu gierig nach Eroberungen, als daß ihnen der Friede heilig gewesen wäre, und so ist denn in manchen Unternehmungen dieser Zeit viel Muth und Kühnheit, desto weniger Rechtlichkeit zu entdecken.

Mit Italien standen die Angelegenheiten so, daß die Urner Unordnungen im Mailändischen benutzten, um im Jahr 1447 das Livinenthal wieder zu erobern, welches ihnen auch ein im Jahr 1467 mit Mailand geschlossener Freundschaftsvertrag, Capitulat genannt, bleibend zusicherte.

Höchst mannigfaltig waren die Berührungen mit Deutschland. — Zuerst schützten die Eidgenossen die Stadt Schaffhausen, welche sich zur Zeit der Konstanzer Kirchen-

versammlung frei gemacht, gegen die Anfechtungen Oesterreichs und des Adels, und sicherten im Jahr 1454 Schaffhausens Freiheit durch ein Bündniß auf 25 Jahre. — Auf einem Freischießen zu Konstanz im Jahr 1458 nannte ein Konstanzer eine ihm dargebotene Berner Münze höhnisch „Ruhplappart“. Hierob ergrimmt alle eidgenössischen Schützen; es gab Zank und Schlägereien, in denen die Eidgenossen unterlagen. Sie alle hielten das Gastrecht verletzt, ihre Volksehre beleidigt und verließen Konstanz ungesäumt. Kaum waren sie zu Hause angekommen, so zogen alle Eidgenossen aus und überfielen mit 4000 Mann die konstanziſchen Besitzungen im Thurgau. Nur eine bedeutende Geldsumme versöhnte die Erzürnten und rettete Konstanz selbst. Diesen Zug nennt man den Plappartkrieg. — Als das eidgenössische Heer heimzog, nahmen die Urner, Schwyzer, Unterwaldner ihr Nachtlager in Rapperschwyl. In dieser Nacht riß sich Rapperschwyl von Oesterreich los und trat in den Schutz jener drei Kantone, die sich nicht scheuten, mitten im Frieden diesen Vortheil über Oesterreich zu erlangen, weil es zu schwach war, den Friedensbruch zu rächen. — Bald sollte dieses Haus durch die Eidgenossen noch größern Verlust erleiden. Herzog Sigmund fiel im Jahr 1460 in den Bann des Papstes. Damals saßen in der Eidgenossenschaft die Brüder von Gradner, ehemals Günstlinge Sigmunds, nachher von ihm ihres Vermögens beraubt und vertrieben. Sie benutzten den auf Sigmund geschleuderten Bann zur Rache. Unter dem Vorwande, der Kirche zu gehorsamen, brachen sie mit viel freiwilliger Jugend auf; ihnen folgten die Banner der Eidgenossen. Fast ohne Blut wurde der Thurgau erobert und blieb von da an eine eidgenössische Gemeinherrschaft. — Die einzige Stadt Winterthur leistete entschiedenen Widerstand. 20,000 Eidgenossen belagerten sie. Vom Heiligenberge wurden 80 Pfund schwere Steine gegen die Mauern geschleudert, die Stadt durch Feuerkugeln an drei Orten angezündet, die Pfeile der Belagerer erreichten die Bewohner mitten in der Stadt; zuletzt ward ein Sturm angeordnet, von dem das Schrecklichste zu befürchten stand. Die Bürger aber blieben unerschrocken. Die Männer waren auf den Mauern und bei den Thoren, Knaben mußten Steine zusammen tragen. Es wurden Pferdemühlen und eine Kornrelle in der Stadt errichtet, in denen je 20 Weiber unter einer Hauptmännin drei Stunden lang in guter Ordnung arbeiteten, während andere auf der Mauer neben ihren Männern den Feind mit eisernen Gabeln, die Kinder aber eben denselben mit heißem Wasser empfingen. So leisteten diese

Bürger  
 Widerstand  
 wurde  
 thur  
 großen  
 Hans  
 unterjoch  
 Eidgenoss  
 Grenze  
 Kellern  
 der Unt  
 Winter  
 die ihre  
 Beleidig  
 Im Ja  
 drängt  
 genöss  
 ner an  
 Siderk  
 Feuer  
 Schließ  
 feiten  
 oft sich  
 streiten  
 Belager  
 sichert,  
 den,  
 Ein J  
 sichte,  
 vorzüg  
 eidgenö  
 wird er  
 man  
 Belager  
 bringen  
 zu trob

Bürger neun Wochen lang unter Gefang und Jubel entschlossenen Widerstand, bis am 2. November die Belagerung aufgehoben wurde. Sieben Jahre später verpfändete Herzog Sigmund Winterthur um 10,000 Gulden an Zürich. Von da an blieb es mit großen Freiheiten bei dieser Stadt. Mit Winterthur hatte das Haus Oesterreich, welches 145 Jahre früher ganz Helvetien zu unterjochen gedachte, durch den ununterbrochenen Siegeslauf der Eidgenossen seine letzte Besizung innerhalb der altschweizerischen Grenze eingebüßt. — Ebenfalls im Jahre 1460 wandte sich ein Kellermeister des Abtes von Rempten, den dieser unverdient der Untreue bezichtigte, um Hülfe an die Eidgenossen. Im tiefen Winter zogen 334 Freiwillige mit ihm. Sie schlugen 1300 Mann, die ihnen der Abt entgegen stellte, und er war genöthigt, dem Beleidigten und seinen Beschüzern reichen Ersatz zu leisten. — Im Jahre 1468 suchte die von Oesterreich und dem Adel gedrängte Stadt Mühlhausen im Elsaß Schutz bei den Eidgenossen; er ward um so williger gewährt, als die gleichen Gegner auch Schaffhausen so ängstigten, daß außer den Thoren keine Sicherheit mehr war. 15,000 Eidgenossen zogen ins Elsaß. Mit Feuer und Schwert zeichneten sie ihren Marsch. 33 Städte, Schlösser und Dörfer wurden unter Verübung vieler Grausamkeiten zerstört; in diesem flachen Lande wagte der Adel, der so oft sich vermessen, auf den Ebenen die Eidgenossen siegreich bestreiten zu wollen, nicht dieselben anzugreifen. Durch eine starke Besazung ward Mühlhausen vor fernerer Beeinträchtigung gesichert, eine zweite Besazung war nach Schaffhausen gelegt worden, und die eidgenössische Hauptmacht belagerte Waldshut. Ein Friede, der den Eidgenossen ansehnliche Geldsummen zusicherte, rettete die Stadt. Nicht Alle freuten sich dieses Friedens, vorzüglich mißvergnügt war Bern, das den Schwarzwald gern eidgenössisch gemacht hätte „Geld!“ sprach es, „ihr Eidgenossen! wird euer Untergang sein; laßt ihr euch mit Geld befriedigen, man wird euch nicht mehr fürchten!“ Selbst der gemeine Krieger murrte: „Man sei nicht ausgezogen, Geld heim zu bringen, sondern Städte und Schlösser für das gemeine Wesen zu erobern“.

Krieg gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund.  
1474—1477.

Durch Krieg und üble Wirthschaft war Herzog Sig-  
mund von Oesterreich arm geworden und suchte Geld. Für  
eine bedeutende Summe verpfändete er im Jahr 1469 dem  
Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, einem gewaltigen,  
kriegerischen, ehrgeizigen Fürsten, Elsaß, Sundgau, Breis-  
gau, die vier Waldstädte am Rheine, den Schwarz-  
wald, Frickthal u. s. f. Mit Freuden empfing Karl diese  
ihm besonders wohl gelegenen Länder, durch die er sein Reich  
bis an die Grenzen der Eidgenossenschaft erweiterte, und ahnte  
nicht, daß er durch diese Verpfändung Werkzeug der Rache Oe-  
sterreichs gegen die Schweiz werden sollte, deren Untergang man  
durch den streitbaren Karl herbei zu führen hoffte. Die neuen  
Nachbarn standen Anfangs in gutem Vernehmen, bis der bur-  
gundische Landvogt, Peter von Hagenbach, auf bern-  
erischem Boden burgundische Fahnen aufpflanzen ließ. Die Miß-  
stimmung über diesen Vorfal benutzte der listige, verschlagene  
König Ludwig XI. von Frankreich, Karls Todfeind,  
um die Schweizer gegen Karl zu reizen. Der deutsche Adel,  
ebenfalls Krieg zwischen Karl und den Eidgenossen wünschend,  
suchte die Letztern durch Friedensbrüche und gewaltsame Thaten,  
die er unter Burgunds Schutz verübte, noch mehr zu erbittern.  
Endlich wendeten sich die verpfändeten, durch Hagenbach schwer  
bedrückten Länder mit Klagen an die Eidgenossen. Bald hernach  
kam Herzog Karl selbst mit großer Pracht in diese Gegenden.  
Eine eidgenössische Gesandtschaft, die über Hagenbach Beschwerde  
führte, behandelte er mit Geringschätzung und entließ sie ohne  
Antwort. Die Schweizer entbrannten in heftiger Feindschaft gegen  
ihn, und bald hatten französische Umtriebe und Bestechungen,  
namentlich zu Bern, eine Partei zusammen gebracht, die nach  
Krieg schrie. Von diesem Zeitpunkte an haben wir den verderb-  
lichen Einfluß französischer Sitten und Thaler auf unser Vater-  
land zu rechnen. Gegen Burgund geschah eine Reihe feindseliger  
Schritte. Man schloß im Jahr 1474 einen Bund mit Oesterreich  
und verhiess ihm wieder zu seinen Landen zu verhelfen. Reichsstädte  
schlossen die Pfandsomme vor, und sie ward zu Händen Karls  
zu Basel niedergelegt. Aber Hagenbach traf Anstalten, seinem  
Herrn den Besitz dieser Länder zu sichern. Die Grausamkeit, mit  
der er diese Anstalten betrieb, erregte einen Aufstand zu Breisach;  
Hagenbach ward gefangen, das Land ergab sich wieder an Sig-

mund. Ein unbefugtes Gericht, dem auch eidgenössische Gesandte beimohnten, sprach Hagenbach das Leben ab, und acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, den Verhafteten abzuthun. Sein Tod, ein Werk der Rache, ward die Lösung zum Kriege.

Karl wurde von Bestürzung und Ingrimm gefoltert. Kaum konnte er sich entschließen, die Feindseligkeiten gegen die Eidgenossen, da er schon in einen andern wichtigen Krieg verwickelt war, weiter hinaus zu schieben. Die Eidgenossen aber stärkten sich durch Bündnisse mit Frankreich, Oesterreich, Mailand, Savoyen, Lothringen und deutschen Reichsstädten. Noch waren nicht alle Friedenshoffnungen verschwunden. Ludwigs Geld gab den Ausschlag. Bern hatte von den Eidgenossen Vollmacht empfangen, einen Bund mit Frankreich zu unterhandeln. Die französische Partei zu Bern dehnte diese Vollmacht auf eine Kriegserklärung an Burgund im Namen aller Eidgenossen aus. Der Widerstand mancher Häupter in den übrigen Kantonen wurde durch französische Jahrgelder gebrochen, das Mißvergnügen des Volkes erstarb unter den nachherigen Siegen. Als Karl den Absagebrief der Eidgenossen empfing, überwältigte ihn der Zorn. Bläß, sprachlos, knirschend stand er eine Weile, ehe ihn die Wuth zu Worten kommen ließ; dann rief er, in seinem Herzen den Untergang der Stadt schwörend: „O Bern, Bern!“

Am 25. Oktober 1474 brachen 19,000 Eidgenossen nach der Freigrasschaft Burgund auf. Bei dem Städtchen Ericourt stießen sie auf ein überlegenes feindliches Heer. Es kam zur Schlacht. Die Eidgenossen stelen den Feind mit äußerster Hestigkeit an, sie beobachteten keine Ordnung, hörten auf kein Kommando; aber durch ihr furchtbares Geschrei und das Schreckliche ihres Angriffes wurden die Burgunder mit Angst, Entsetzen und Verzweiflung erfüllt. Das Fußvolk floh bald; nach tapferm Widerstande ward auch die Reiterei zum Weichen gezwungen. Mit reicher Beute zogen die Eidgenossen heim, und der erste Feldzug war geendet; gespornt durch die französischen Jahrgelder und lüstern nach neuer Beute, rüsteten sie sich aufs eifrigste zur Fortsetzung des Krieges.

Nach wenig Wochen waren die Eidgenossen wieder auf, und das Jahr 1475 verfloss unter mehreren Streifzügen voll tapferer Kriegthaten. Siegreich durchzogen die Eidgenossen einen Theil der Freigrasschaft Burgund. Siegreich unterwarfen sie sich fast die ganze Waadt mit 46 Städten und Schlössern. Kein Feind war ihnen gewachsen, keine Burg ihnen zu fest. Aber ihre Verwüstungen, Grausamkeiten, Mezeleien, Hinrichtungen von

Gefangenen wurden die Lösung zu ähnlichen Unmenschlichkeiten, die sich Karl später gegen sie erlaubte. Er hatte einen Zug mit ganzer Macht gegen die Eidgenossen bereitet. Da erschraaken alle mit ihnen verbündeten Fürsten, fielen ab und machten Frieden mit Karl. Nur die Reichsstädte und Herzog Renat von Lothringen, dem Karl sein Land entrißen, blieben ihnen treu. Zu Nancy sammelten sich 60,000 Burgunder. Sie zogen einher, wie wenn es auf die Feier eines Freudentages und nicht auf den Kampf mit den Söhnen der Helden von Morgarten, Sempach und Laupen abgesehen wäre. Neben einer ungeheuern Kriegsrüstung und überflüssigen Vorräthen brachte Karl den größten Theil seines Hofes, seine glänzende Dienerschaft, alle seine Schätze und Kostbarkeiten, sehr viele Kaufleute, Köche, große Waarenlager und eine Menge unnützen Trosses mit sich, durch den sein Heer vielleicht auf 100,000 Mann anschwell. Des Sieges glaubte er sich gewiß; Stolz und Rachsucht ließen ihn aller Barmherzigkeit und Gerechtigkeit vergessen. Eidgenossen, die ihm in die Hände fielen, ließ er hinrichten, mit der Bemerkung: „das werde das Schicksal aller eidgenössischen Gefangenen sein“. So kam er vor Granson, das von den Eidgenossen besetzt war.

Karls Lager vor Granson glich an Glanz und Ueberfluß mehr einer reichen Handelsstadt oder einer üppigen Residenz als einem Waffenplaze. Es war regelmäßig in weite Gassen eingetheilt. In zahllosen Zelten und Buden wurden die reichsten und mannigfaltigsten Vorräthe von Gegenständen des Bedürfnisses, der Prachtliebe und Bequemlichkeit zur Schau ausgelegt. Auf einem Hügel in der Mitte des Lagers standen des Fürsten kostbare Gezelte. Von hier aus überschaute Karl mit wonnevollem Stolze seine zahllosen Schaaren, nicht ahnend, daß so viel Pracht und Herrlichkeit nach wenig Tagen werde zergangen sein. — Das Schloß zu Granson gerieth durch Beschiesung, Stürme, Mangel und Verlust der ersten Anführer bald in eine gefährliche Lage. Einige tausend in der Nähe stehende Eidgenossen konnten nicht helfen; ihr Versuch, die Burg von der Seeseite zu verproviantiren, wurde vereitelt. Der Untergang der Burg beim nächsten Sturme schien gewiß. In dieser verzweiflungsvollen Lage ergab man sich, als ein Betrüger im Namen des Herzogs Schonung des Lebens verhiess. Aber als die Eidgenossen ins burgundische Lager kamen, wurden sie verspottet, gebunden und vor Karl geführt. Von jenem Unterhändler und seinem Versprechen wollte er nichts wissen; Gransons tapfere Besatzung übergab er den Henkern. Die meisten wurden noch desselben Tages an Bäume aufgehängt, die übrigen

am folgenden Morgen an langen Stricken durch den See geschwemmt, bis ihr Leben entfloß. Sie alle starben still und männlich. Ihr Todestag war der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glückes.

Am gleichen Tage war die eidgenössische Hauptmacht, 20,000 Mann stark, bei Neuenburg versammelt. Sie hörte von dem Morde und durstete nach Rache; der nächste Tag sollte der Schlachttag von Granson sein. Karls Heer stand in einem wohlverschanzten Lager. Im Uebermüthe verließ er es, um den Eidgenossen in eine Gegend entgegen zu rücken, wo er Geschütz, Reiterei und Uebermacht nicht anwenden konnte. Am 3. März 1476 stand das eidgenössische Vordertreffen, 9000 Mann, den Burgundern gegenüber. Der Tag war trüb und neblig, es schneite stark. Die Eidgenossen fielen nach ihrer Väter Sitte auf die Knie zum Gebet. Der Feind hielt dieß für Schrecken vor seiner Uebermacht, Flehen um Barmherzigkeit, und erhob grimmiges Hohngelächter. Die Kürassiere sprengten an, wurden aber übel zurückgeworfen. Von da an ward hart und mit zweifelhaftem Erfolge gestritten bis um die dritte Stunde Nachmittags. Jetzt vernahmen die Burgunder ein fürchterliches Geschrei auf den nahen Höhen. Es war die Hauptmacht der Eidgenossen, die den Feind umgangen hatte. Als sie eben die Berge bedeckte, klärte sich der Himmel auf, und die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. Und als die Eidgenossen heran rückten, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerke immer neue Schaaren hervor stiegen, da verbreitete sich über die burgundische Macht Entsetzen. In höchster Verwirrung ergriff sie die Flucht. Vergebens suchte Karl an der Spitze einiger Reiterei die Fliehenden aufzuhalten. Er selbst ward mit in die allgemeine Flucht fortgerissen. Noch einen Blick warf der unglückliche Fürst auf seine 400 Geschütze, auf den alten Reichthum, auf die untergehende Pracht seines Hauses; dann sprengte er, seinem Schicksale fluchend, mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jurapaß. Erst mitten in Hochburgund fand er wieder einige Ruhe und einigen Trost. Nach der Schlacht fielen alle Eidgenossen zum Dankgebete nieder; hierauf wurden Ehrenbelohnungen an die ertheilt, deren Tapferkeit am meisten geglänzt hatte.

So rühmlich für die Eidgenossen die Schlacht von Granson gewesen war, so verderblich ward ihnen die unermessliche Beute. Sie gab ihnen Mittel zu Verschwendung und Ueppigkeit und verwandelte die einfachen Sitten unsers Volkes in Ausschweifung und Leichtfertigkeit. Zwar wußten die Eidgenossen den wahren Werth dieser Beute nicht einmal zu schätzen. Nur

zu den Werkzeugen und Vorräthen für den Krieg trugen sie Sorge; alles Uebrige ward verschleudert. Seidene Zeuge achteten die Krieger wie Landtuch und trugen sie, bis sie zerrissen. Die kostbaren, mit Seide, Gold und Perlen kunstvoll gestickten Stoffe der fürstlichen Gezelte wurden wie im Kramladen ausgemessen, die Geldvorräthe theilte man mit Hüten. Um wenige Groschen verkauften sie silberne Teller, die sie für Zinn hielten. Diamanten, Millionen an Werth, wurden für Glas angesehen und um einen Gulden etwa hingegeben. Der größte Theil der Beute wurde verschleppt, gestohlen. Schon beim Anfange der Flucht hatten die Freiwilligen und der Troß geplündert; ihrem Beispiele folgte bald das ganze Heer, und nur gering wurde der Eid geachtet, Alles zu gemeinsamer Vertheilung an die Beutemeister redlich abzuliefern. Auch die Wirthe und Bewohner der Umgegend kümmerten sich nicht viel um den Befehl, Niemandem etwas abzukaufen. So war in wenig Stunden ein Reichthum nach allen Winden zerstreut, zu dessen Sammlung manches Menschenalter erforderlich gewesen.

Die größte Freude über Karls Niederlage empfand Ludwig XI.; denn er gedachte, den Sieg der Eidgenossen wohl zu benutzen. Heuchler, wie er war, ließ er dem Herzoge sein Bedauern bezeugen, während er an die Eidgenossen Geschenke und Zusagen verschwendete, um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Es hätte dessen nicht bedurft; Niemand verlangte dieselbe eifriger als Karl selbst. Nachdem er einige Tage einsam geblieben, keine Speise genossen, vor Wuth gestampft, geknirscht, sich in die Finger gebissen, Flüche und Gotteslästerungen ausgestoßen und sich so benommen, daß man Verlust seines Lebens oder seines Verstandes besorgte, raffte er sich wieder auf, um die angestrengtesten Rüstungen zu betreiben. Alle brauchbare Mannschaft ward aufgeboden, die Untertanen mit furchtbaren Kriegssteuern bedrückt, sogar Glocken und Küchengeschirr für die Stückerieien weggenommen. Selbst seine Hofleute erklärten für Eigensinn, was Karl allein für männliche Festigkeit hielt. Aber weder das Murren des Volkes, noch die Rätthe der Klugheit, noch die Bitten der Wohlmeinenden änderten seinen Sinn. Schon nach drei Monaten stand Karl wieder an der Spitze eines mit vielem Geschütze versehenen Heeres von 60,000 Mann. Mit demselben kam er verwüstend bis nach Murten.

Auch die Eidgenossen, besonders Bern, blieben nicht müßig. Bern warf eine tapfere Besatzung unter Adrian von Rubenberg nach Murten. 1000 Eidgenossen unter Waldmann sicherten Freiburg. Die Tagsatzung bot ein Heer auf und erließ eine scharfe Kriegs- und Beuteordnung. Als Karls Heer anrückte, rief

der Land  
Gefahren  
Die Ma  
der Za  
Güte von  
Wittler  
Er fand  
ges mach  
der Berf  
wüthete.  
durch ich  
Tage ich  
vertheilig  
Wer lebt  
und Th  
sich so,  
Murten  
Da  
word mit  
Stadt B  
Behräng  
rücken  
dieser  
war de  
brannte  
schmäht  
und den  
„Die G  
mohnt,  
und zu  
nung für  
neze freu  
derselben  
Unter die  
Beurtheil  
regnete  
berend,  
Grenzen  
stand m  
nosfen d  
Nachdem  
zum G

der Landsturm alle waffenfähige Mannschaft von Bern, Freiburg, Solothurn zusammen, und Hilboten mahnten die Eidgenossen. Diese Mahnung endete alle Uneinigkeit, welche bis dahin auf der Tagelagerung gewaltet. Die Eidgenossen brachen auf, es kam Hülfe von Oesterreich, von Lothringen, von den Reichsstädten. Mittlerweile unternahm Karl die Belagerung Murten's. Er fand den furchtlosesten Widerstand. Die Schrecken des Krieges machten so wenig Eindruck, als Drohungen oder die Künste der Verführung. Alle Stürme wurden abgeschlagen. Der Herzog wüthete. Seinen Zorn ließ er an seinem Heere aus, das sich durch schonungslose Mißhandlung des Landvolkes rächte. Acht Tage schon hatte sich Bubenberg mit 2000 Mann gegen 60,000 vertheidigt; da schrieb er nach Bern: „So lang in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!“ Aber die Noth wuchs. Mauern und Thürme waren übel zerschossen; die Schanzgräber naheten sich so, daß bereits die Schwerter unter der Erde zusammentrafen; Murten's Untergang schien gewiß.

Das Heer der Eidgenossen war versammelt; nur Zürich ward mit banger Ungeduld erwartet. Waldmann sendete seiner Stadt Boten über Boten und schilderte Murten's Gefahr und Bedrängniß. Endlich am Morgen des 22. Brachmonats 1476 rückten 5000 Zürcher ins eidgenössische Lager ein. Beim Anblick dieser schönen, zahlreichen Verstärkung riefen Viele freudig: „Es war des Wartens wohl werth!“ und die Kampfbegierde entbrannte mit solchem Ungestüm, daß Viele das Morgenbrod verschmähten. Der Vorschlag deutscher Heerführer, sich zu verschanzen und den Angriff des Feindes zu erwarten, wurde verworfen. „Die Eidgenossen“, sprach Felix Keller von Zürich, „sind gewohnt, den Feind, wo und wie stark er auch sei, aufzusuchen und zu schlagen!“ So bildeten denn die Eidgenossen ihre Ordnung für die Schlacht von Murten. Auch Herzog Karl ordnete freudig sein Heer in höchst vortheilhafter Stellung. Vor derselben lag ein durch einen Graben gedeckter dicker Zaun; hinter diesem stand das Geschütz. Der Herzog selbst mit den Kerentruppen besetzte die Anhöhen. Der Himmel war bewölkt, es regnete sehr stark. Die Eidgenossen zögerten mit dem Angriffe, hoffend, der Herzog werde seine vortheilhafte Stellung, wie bei Granson, verlassen; er aber zeigte hiezu keine Lust. Sechs Stunden stand man so im heftigsten Regen. Endlich wagten die Eidgenossen den Angriff. Ihre Vorhut führte Hans von Hallwyl. Nachdem er seine Krieger mit Begeisterung angerebet, knieten sie zum Gebete. Indem sie beteten, drang die Sonne in voller

Bracht durch die finstern Wolken. Da sprang Hallwyl auf, schwang sein gewaltiges Schwert, rufend: „Gott leuchtet uns zum Siege!“ und das Gefecht begann. — Das burgundische Geschütz ward genommen. Während Hallwyl die flüchtige Bedeckung verfolgte, drangen Waldmann und Wilhelm Herter mit dem eidgenössischen Gewaltshaufen auf die burgundischen Kerntuppen ein, beschäftigte Bubenberg durch einen Ausfall die ihm nahe stehenden Schaaren und suchte Kaspar von Hertenstein mit seiner Abtheilung den Feind zu umgehen. Entschieden wurde die Schlacht in der Nähe Herzog Karls durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, in welchem seine auserlesensten Truppen mit vorzüglicher Tapferkeit stritten. Erst als ihr Anführer fiel, verließ sie ihr Muth. Karl selbst verlor die Hoffnung des Sieges. Er wandte sich viel zu frühe zur Flucht, 3000 der besten Pferde mit ihm. Bald zerstreuten sich diese, so daß der Fürst außer sich, sprachlos, mit kaum 30 Mann, Tag und Nacht, am liebsten des Nachts reitend, am Genfersee ankam. Seine Flucht brach allen Widerstand und über dem verlassenem Heere walteten nun alle Arten des Todes. Die Eidgenossen schenkten Keinem das Leben. Bis über Wisflisburg hinaus lagen 15,000 Mann. Hierzu kamen noch einige tausend Kürassiere, die der See verschlungen, und eine große Menge Vermißter. Auf mehr als 30,000 Mann wird Karls Verlust an diesem Tage angegeben. Ohne Anstand floh Jeder heim, wie er konnte. Tausende dieser elenden Flüchtlinge wurden von dem mißhandelten Landvolke, oder von den Wallisern erschlagen, in Abgründe und Gewässer gesprengt. Auf der Wahlstatt verrichteten die Eidgenossen ein Dankgebet; dann gingen Gilboten ab, und bald verkündete ein allgemeines Freudengeläute durch das ganze Land den rettenden Sieg.

Die Beute von Murten war Kinderspiel gegen die von Granson und doch sehr reich. Im Taumel der Freude ward die Beuteordnung der Tagsatzung wenig beachtet. Einige Rassen und das Geschütz wurden ordnungsmäßig getheilt, sonst lud Jeder auf Wagen, was er konnte und mochte. Auf dem Schlachtfelde ward später für die Knochen der erschlagenen Burgunder ein Beinhaus mit folgender Inschrift errichtet: „Ehre sei Gott dem „Allmächtigen! Das Heer, mit welchem der berühmte und tapfere „Karl, Herzog von Burgund, Murten belagerte, hat, von den „Eidgenossen vernichtet, dieses Denkmal seines Daseins hinterlassen. 1476“. Dieses Beinhaus ward am 2. März 1798 durch die Franzosen zerstört. — Nach der Schlacht wurde die Waadt erobert, und Savoyen mußte sich glücklich preisen, mit bedeutenden

Abtretungen an Bern und Freiburg den Frieden erkaufen zu können.

Seinen Aufenthalt nahm Herzog Karl zu Ger in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit. Oft saß er lange schweigend, mit Vernachlässigung der Kleidung und der Reinlichkeit, ohne Speise, ohne Hunger, an Leib und Seele krank; dann sprang er auf, knirschend, sich raufend, durch Zorn und Gram sich selbst und den Seinen fürchtbar. Vertrauen zeigte er nur noch zu Schmeichlern; hingegen verschmähte er den Umgang mit redlichen Dienern und die Erhebung zu Gott. Er wollte zu neuem Krieze sich rüsten und stellte an die schon erschöpften Unterthanen unerhörte Forderungen. Die burgundischen Landstände verweigerten das Begehrte; da schrieb er in gleicher Weise an die Niederlande.

Mittlerweile ging, von König Ludwig eingeladen, eine Gesandtschaft der ersten eidgenössischen Helden nach Frankreich. Niemand dachte an die Gefahr der Verführung, die ihnen an Ludwigs üppigem Hofe drohe. Sie wurden wie Fürsten gehalten, der Feste und Lustbarkeiten war kein Ende; aber der listige Ludwig verlor auch seinen Hauptzweck, Verhütung des Friedens, völlige Vernichtung Karls, nicht aus den Augen. Beim Abschiede gab er den Gesandten Geschenke für ihre Städte und Länder, reiche Geschenke auch für sie selbst. Damals wurden viele Herzen für Frankreichs Plane gewonnen; dennoch vermochten des Königs verschwenderische Lockungen die Eidgenossen zu keinem Angriffskriege.

Während Karl den Rest seines Heeres sammelte, empfing er mit Unwillen die Nachricht, daß auch die niederländischen Stände sich neuer Opfer weigern, und daß Herzog Renat von Lothringen sein Erbland wieder eingenommen habe. Ungefäumt unternahm Karl die Wiedereroberung von Lothringen; er sah sich aufgehalten durch die Belagerung Nancy's. Renat aber suchte Hülfе bei den Eidgenossen und erhielt sie durch Waldmanns Verwendung. Es strömten über 8000 Mann zusammen; 1000 junge Knaben mußten mit Gewalt zurück gehalten werden; Waldmann führte dieses Heer, das unterwegs auf 20,000 anwuchs. Der Marsch war beschwerlich, die Kälte außerordentlich, an Lebensmitteln Mangel, aber die Munterkeit blieb, denn die Anführer theilten mit dem gemeinen Manne jede Noth, und an der Spitze des Heeres zog Herzog Renat zu Fuß, eine Fellebarde auf der Achsel. So näherte man sich Nancy, welches mit Hunger

schon in solchem Grade kämpfte, daß Pferde und Hunde, selbst Ragen und Mäuse verzehrt wurden.

Karl verbarg den Anmarsch eines schon an Zahl überlegenen Heeres der Sieger von Granson und Murten seiner durch Kälte und Mangel erschöpften Mannschaft so lange als möglich. Als sich die Sache nicht länger verhehlen ließ, riefen alle treuen Hauptleute zum Rückzuge. Nur Karl und ein Verräther, dem er ganz vertraute, wollten den Kampf. In höchstem Zorne schrie Karl: „Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns!“ So geschah es. Im Sturme auf Nancy verschwendete Karl die letzte Kraft seines Heeres. Herzog Renat aber, der die Schüsse hörte, die Nothfeuer auf den Thürmen sah, führte sein Heer zum entscheidenden Streite. Vor dem Anfange der Schlacht kamen zu den Eidgenossen zwei verbannte Landsleute, die aus Verdruss burgundische Dienste genommen, und versprachen, den leichtesten Angriffspunkt zu zeigen, wenn man ihnen Verzeihung auswirke. Um Blut zu schonen, wurde ihr Anerbieten angenommen. Als aber Karls bisheriger Vertrauter, Graf Cola Campobasso, den der Herzog mit Wort und That beleidigt hatte, die burgundischen Feldzeichen abriß und mit 800 Lanzen zu den Eidgenossen überging, weigerten sie sich, an der Seite eines Verräthers zu streiten und sendeten ihn weg. Die Schlacht von Nancy war kurz. Karls Stellung wurde umgangen, und ein einziger kraftvoller Anfall der Eidgenossen zersprengte sein Heer. Herzog Karl stürzte auf der Flucht mit dem Pferde und kam nicht mehr empor. Ein nachjagender Lothringer erschlug ihn, ohne ihn zu kennen. Am folgenden Tage wendete ein Weib, das die Leichname beraubte, Karls auf dem Antlitz liegenden Körper um und erkannte ihn mit Mühe. Die Leiche war gefroren, mit geronnenem Blute bedeckt, im Gesichte geschwollen, von Hunden oder Füchsen angefressen. Zu solchem Ende führten Herrschsucht und Starrsinn einen gewaltigen Fürsten von vielen vortrefflichen Eigenschaften. Er war der letzte seines Stammes; zu Nancy liegt er begraben.

Die Zeiten des Nikolaus von der Flüe. 1477—1481.

König Ludwigs Freude über Karls Tod war ohne Grenzen. Er beschloß, von der Verlassenschaft so viel als möglich in Besitz zu nehmen und bemächtigte sich sogleich einiger Länder. Nach Andern trachtete er, namentlich nach der Freigravität Burgund; allein diese hätte sich lieber den Eidgenossen in die Arme geworfen. Die erste Frucht der burgundischen Siege war nun ein heftiger

Streit über die Frage: ob man dieses Korn- und salzreiche Land annehmen wolle oder nicht. Die besonders von den Berg- und Waldkantonen vertheidigte Meinung, daß eine große Ausdehnung für die Eidgenossenschaft verderblich sei, siegte. Man nahm das Land nicht an und gab es um ein Stück Geld dem König Ludwig preis. Aber da sich die Volksstimme in der Schweiz gegen des Königs Plane aussprach, und einige tausend Mann ohne Willen der Obrigkeiten den Burgundern zuliefen, so bereute man jene Abtretung und suchte durch Friedensvermittlung zwischen Frankreich und Karls Erben die Sache rückgängig zu machen. Die eidgenössische Gesandtschaft wurde in den Niederlanden mit hohen Ehren, in Frankreich mit vielem Uebermuth empfangen. Es kam so weit, daß der Gesandte Adrian von Bubenberg, welcher sich nicht nach Frankreichs Planen biegen wollte, zur Sicherung seines Lebens in der Kleidung eines wandernden Spielmanns entfliehen mußte. Die Uebrigen ließen sich durch Geschenke und Pensionen an Frankreichs Interesse fesseln; aber die Eidgenossen, durch Ludwigs Benehmen beleidigt, schlossen im Jahr 1478 mit Burgund Frieden und entsagten um 150,000 Gulden allen Ansprüchen auf burgundische Länder. König Ludwig dagegen sparte keine Mühe, die Eidgenossen wieder an sein Interesse zu fetten. Er warb die erste Schweizergarde und besiß sich der größten Genauigkeit in Bezahlung des Soldes, der Pensionen und Hülfsgelder, ertheilte auch den Eidgenossen bedeutende Handelsfreiheiten. Bald wurde die Werbung durch sechszehn mit Geld beladene Maulesel, welche im Jahr 1480 zu Bern einzogen, befördert; bald brachten einige Tausende, die in drei Wochen einen Feldzug gethan, einen dreifachen Monatsold in lauter Gold nach Hause; bald wurden Hülfsgelder und Pensionen erhöht oder neu ertheilt. So begann bei den Eidgenossen die Sitte, fremden Fürsten als Niethstruppen zu dienen, eine Sitte, deren mehrhundertjährige Dauer dem Vaterlande an Sittlichkeit, Freiheitsstun, Bürgertugend und Nationalehre einen Schaden gethan, der die oft so hoch gepriesenen Vortheile solcher Dienste bedeutend überwiegt.

Kaum war die Ruhe von außen hergestellt, so zeigte ein beunruhigendes Ereigniß, in welchem Grade die burgundischen Kriege in der Eidgenossenschaft alle Bande der Ordnung und Gefeglichkeit gelöst hatten. Eine Geldsumme, um welche Genf im Kriege von den Eidgenossen Schonung erkaufte hatte, blieb länger aus, als der gemeine Mann erwartete. Es entstand Verdacht, die Regenten haben diese Geldsumme unterschlagen. Da

verabredeten im Jahr 1477 zu Zug auf der Fastnacht übermüthige Jünglinge, dieses Geld in Genf abzuholen. Nach wenig Tagen waren 700 beisammen. Vergebens warnte die Tagsatzung, da die Länder diese unbefugte Bewaffnung öffentlich begünstigten. Die Schaar nannte sich das tolle oder thörichte Leben und stieg auf 2000. Sie kam bis gen Freiburg. Da hielten Genfer Gesandte sie auf, gaben für die Schuld Unterspänder, jedem Theilnehmer am Zuge zwei Gulden, Allen einige Fässer Wein. So endete eine Unternehmung, bei der zwar keine Gewaltthat begangen, aber in ganzer Eidgenossenschaft ein Auflauf befürchtet wurde. Gegen Bern hatten die Auszügler so laute Drohungen ausgestoßen, daß die Stadt eine Besatzung einnahm und von allen ihren Angehörigen, die über vierzehn Jahre alt waren, einen Eid forderte, an keinen unerlaubten Bewaffnungen Antheil zu nehmen. Auch die Tagsatzung verbot sehr ernstlich alle Eigenmacht und Selbst-  
rache.

Ein Jahr nach diesem Zuge (1478) erhob Uri wegen eines Kastanienwaldes Krieg gegen Mailand, in den alle Eidgenossen verwickelt wurden. Die Einwohner des Livinenthales behaupteten das Eigenthum eines Waldes, in welchem mailändische Unterthanen Holz gefällt hatten. Ihre Klage fand bei den Urnern leichten Eingang. Muthwillige Jugend eilte ungesäumt über den Gotthard, die Mailänder zu schädigen. Um sie nicht zu verlassen, brach Uri ohne bessern Grund mit dem Banner auf und mahnte die Eidgenossen, denn es hoffte, Bellenz wieder zu erobern. Weder auf die Vermittlung der Eidgenossen, noch auf die Anerbietungen Mailands wurde geachtet. Zuletzt zogen Uri zulieb alle Eidgenossen mit 10,000 Mann zu Felde. Mailand stellte ihnen 18,000 Mann entgegen. Man griff sogleich Bellenz an, obschon sich noch eidgenössische Vermittler dort befanden. Diese retteten kaum das Leben vor dem Jorne der Italiener. Auch im eidgenössischen Lager wurden sie mit Vorwürfen empfangen, weil sie sich mit dem Feinde eingelassen. Da aber Bellenz eine wichtige Niederlage für den eidgenössischen Handel war, deren Einnahme und Plünderung Vielen nicht wünschbar schien, so wußten einige Führer alle fernern Angriffe zu vereiteln. Der Winter kam, man zog heim. Nicht ganz 200 Mann besetzten Giornico am engen Ausgange des Livinenthales. Diese geringe Zahl, die durch den Landsturm des Thales auf nicht mehr als 600 Mann anwuchs, wurde am 28. Dezember 1478 durch 15,000 Mailänder in ihren Berschanzungen angegriffen; aber die Eidgenossen hatten eine feste Stellung in den Engpässen, deren Stärke sie erhöhten, indem sie

Das Wasser des Tessin auf die Felder leiteten, wodurch diese weit hinab mit einer dicken Eisrinde überzogen wurden. Die Eidgenossen, die sich mit Fußeisen versahen, konnten fest auftreten; hingegen die Mailänder verloren auf den Eisfeldern alle Haltung und wurden von den Eidgenossen unter Stanga und Frischhans Theilig fast wehrlos in die Flucht geworfen. Es fielen etwa 1500 Welsche, viele ertranken; aber auch die Eidgenossen hatten viele Tapfere eingebüßt, voraus den klugen Stanga, dessen Rätthen sie den Sieg zuschrieben. Diese Schlacht von Giornico führte einen den Eidgenossen vortheilhaften Frieden herbei.

So glänzend der Schimmer des Glückes war, der den Eidgenossen in den burgundischen Kriegen und seither geleuchtet, so barg er doch nur mühsam das innere Elend. Feilheit und Sitten verderben, Verachtung der Gesetze, viel vorher unbekanntes Laster waren die unseligen Früchte dieser Siege. Gold wurde der Göze, dem man Alles aufopferte. Man konnte nicht Strafen genug verhängen, um alle groben Vergehungen zu züchtigen. Das Uebel ergriff alle Stände. Die Staatshäupter waren käuflich, die Bürger trotzig, unbändig, ausschweifend. Der schnell erworbene Reichthum erzeugte Pracht und ein wüstes, ausgelassenes Leben. Die Wirths- und Schenkhäuser waren mit lärmendem, händelsüchtigem und liederlichem Gefindel angefüllt. Als der schnell gewonnene Reichthum schnell wieder vergeudet war, erwachte eine unerfättliche Gierde nach neuem Gewinn. Arbeit machte so verwöhnten Leuten Unlust; darum suchten sie ihre Erwerbsquelle in fremden Kriegsdiensten. Ackerbau und Gewerbe kamen in Verfall. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um sich in fremden Ländern Geld und Beute zu ersuchen. Viele Magistrate begünstigten dieses sogenannte Reislauen. Staatshäupter ließen sich von Geld- und Ehrgeiz verleiten, Anführer solcher Züge zu sein, oder das Vaterland um Goldes und der Fürstengunst willen in Bündnisse zu verstricken, welche der Freiheit schaden, den Nationalgeist ersticken und dem Vaterlande ein schimmerndes Verderben brachten. Man marktete um Eidgenossen wie um Schlachtvieh, und wer das Meiste bot, erhielt so viel er wollte. Gab es keinen Krieg und keine Beute, so kündeten die Tausende, die an ein üppiges Leben gewöhnt, nahrungslos im Lande umher strichen, jedem fremden Eigenthume Fehde an und verschafften sich durch Diebstahl, Raub und Mord die Mittel, ihren Lüsten zu fröhnen. Nur das festeste Benehmen der Obrigkeiten konnte Ordnung und Sicherheit wieder herstellen. Eine Tagelzung zu Baden erließ das strenge Gebot: „Wer

so viel gestohlen, als ein Strick werth ist, soll ohne Gnade hängen". Dieß wurde im Jahr 1480 an 1500 vollzogen, von denen allein zu Zürich 500 ihr Ende fanden. Von da an mochte ein Weib oder ein Kind die größten Kostbarkeiten sicher durch die ganze Eidgenossenschaft tragen. Andern Ausschweifungen suchten die Obrigkeiten durch ernste Sittengesetze, durch Benützung eines alten Ehrgefühles und Belebung regerer Gottesfurcht vorzubeugen. Diese väterliche Bemühung wurde nicht selten durch den Eigennutz und die Politik der Päpste vereitelt, die durch Ablaß den Unordnungen neue Nahrung gaben. Als man im Jubeljahre 1479, das Papst Sixtus IV. den Eidgenossen gewährte, um Geld für alle Sünden Verzeihung haben konnte, ward das ausgelassene Volk wie neu belebt; man eilte, aufs neue zu sündigen. Mit dem Papste aber wurde aus Dankbarkeit im Oktober desselben Jahres ein von ihm lange vergeblich gesuchter Bund abgeschlossen.

Neben den geschilderten Verderbnissen gefährdeten das Wohl unsers Vaterlandes, sowohl im Schooße einzelner Kantone, als in den gemeinsamen Bundesverhältnissen, heftige Parteiungen, erzeugt durch den Kampf der Demokratie mit der Aristokratie und durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Den ersten Anstoß gab die Theilung der burgundischen Beute. Die Städte wollten alles Eroberte und Erbeutete nach der Kopfzahl der gestellten Krieger, die Länder wollten es gleichmäßig auf die Kantone vertheilt haben. Es fürchteten ferner die Länder, neben den stets mächtiger werdenden Städten in Verachtung und durch den Eroberungsgeist derselben in Gefahr auswärtiger Kriege zu kommen, und so schien es ihnen denn zweckmäßig, Luzern von der Partei der Städte abzuziehen und keine Städte mehr in den eidgenössischen Bund aufzunehmen. Gerade damals aber strebte Bern, die Städte Freiburg und Solothurn in den Bund zu bringen. Beide hatten den Eidgenossen in den Burgunderkriegen treu geholfen, beide wollten jetzt durch den Eintritt in den Schweizerbund ihre eigene Freiheit befestigen; vorzüglich wünschte dieß Freiburg, welches erst im Jahr 1477 durch Savoyen frei erklärt worden war. Auf die Weigerung der Länder schlossen Zürich, Bern und Luzern mit diesen zwei Städten ein besonderes Bündniß, das die Länder sehr erbitterte. Bald war die gegenseitige Stimmung so gereizt, daß Auflösung der Eidgenossenschaft gedenkbar wurde. Schon hielt Luzern für nöthig, die Seeseite der Stadt gegen Ueberraschung aus den Ländern zu befestigen. Da beförderten einflußreiche Männer aus den Ländern gegen Luzern einen Plan,

nach welchem Peter am Stalden, ein Anführer aus dem Entlibuch, dieses Thal von Luzern trennen, sich daselbst zum Landammann aufwerfen, Luzern zu einem Dorfe, seine Verfassung zu einer Demokratie umbilden sollte. Durch eigene Unvorsichtigkeit verrieth sich dieser Mann; er starb auf dem Blutgerüste.

Unter solchen Umständen trat im Jahr 1481 zum letzten Versöhnungsversuche eine Tagsatzung zu Stanz zusammen. Beide Parteien versuchten hitzig ihre Meinung. Die Auflösung der Tagsatzung, mit ihr die letzte Stunde des eidgenössischen Bundes schien bereits eine traurige Gewißheit. Mit Entsetzen hörte dieß Heinrich im Grund, Pfarrer zu Stanz, und eilte in die Wildniß, den frommen, allgemein verehrten Einsiedler Nikolaus von der Flüe herbei zu holen. Derselbe lebte in der Einöde unweit Saxeln im Unterwaldner Lande. Von Jugend auf durch Ernst und Enthaltbarkeit ausgezeichnet, hatte er im fünfzigsten Jahre den Entschluß gefaßt, Weib und Kind zu verlassen, um in der Einsamkeit ein gottseliges Leben zu führen. An eine kleine Kapelle lehnte sich seine elende Hütte, in der er kaum aufrecht zu stehen vermochte. Ein Brett war sein Bett, ein Stein sein Kopfkissen. Hier lebte er zwanzig Jahre lang in äußerster Mäßigkeit, Einige sagen, ganz ohne Speise. Er galt für heilig, Wunder werden ihm zugeschrieben. Aus seiner Zelle ging er hervor, Retter und Vermittler der hoch erzürnten Eidgenossen zu sein. Als er würdevoll in die Versammlung der Tagherren trat, erhoben sich alle von ihren Stühlen; er aber sprach: „Eidgenossen! aus der Einsamkeit komme ich hieher, mit euch zu reden vom Vaterlande!“ Hierauf schilderte er mit ergreifenden Worten des Landes Noth und Gefahr, machte Vorschläge zur Güte, und Gott gab Gnade zu seinen Worten, daß in einer Stunde aller Streit verglichen ward. Vom Danke aller Redlichen begleitet, ging er wieder in seine Einöde und endete im Jahr 1487 nach kurzer, schmerzhafter Krankheit sein Leben, 70 Jahre alt.

Freudengeläut, wie nach der Schlacht von Murten, verkündete durch die ganze Eidgenossenschaft die gelungene Versöhnung. Die Tagherren aber schlossen das Stanzner Verkommniß, welches Jahrhunderte lang Grundgesetz der Eidgenossenschaft geblieben ist. Durch diesen Vertrag sollte neben Anderm auch kräftige Behauptung obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen, Rotirungen, schnelle Gewalt und rechtlose Unordnung, welche die

Auflösung aller Staaten sind, erzielt werden, wohlthätige Anordnungen, die späterhin öfters zu bloßer Aufrechthaltung der Regierungsmacht gegen den Unwillen des in seinen Freiheiten geschmälernten Volkes mißbraucht worden sind.

#### Waldmanns Macht und Sturz. 1480—1489.

Dieser berühmte Mann war der Sohn armer Eltern aus dem Dorfe Blickenstorf im Lande Zug. Als achtjähriger Knabe kam er gen Zürich, lernte das Gerberhandwerk und kaufte im Jahr 1452 um vier Gulden das Bürgerrecht. Die Sitten seiner Jugendjahre waren sehr locker. Ausschweifungen, an die er sich früh gewöhnte, verließen ihn erst mit dem Leben. Er mußte mehrmals eingekerkert werden. In den besonnenern Jahren mied er die auffallendsten Verirrungen, lag mit Glück seinem Hauswesen ob und strebte eifrig nach der Gunst seiner Mitbürger. Durch glänzende Talente stieg er schnell zu hohen Würden. Umsonst versuchten neidische Gegner, den Emporkömmling niederzuhalten. Im burgundischen Kriege war er ein Hauptanführer. Er galt sehr viel bei den auswärtigen Mächten; ihre Geschenke und Jahrgelder machten ihn zum reichsten Eidgenossen. Zu Zürich erlangte er die zweite Staatsstelle, trachtete aber nach der bürgermeisterlichen Würde. Er empfing sie im Jahr 1483 durch den Sturz des bisherigen Bürgermeisters Heinrich Göldlin und der aristokratischen Partei. Durch die Härte, mit der Waldmann von da an seine Gegner unterdrückte, zog er sich den Haß aller edlen Geschlechter zu, mit denen sich bald der einflußreiche, von ihm ebenfalls schwer gekränkte Klerus verband. Waldmann, um alles dieses unbekümmert, faßte große Pläne zur Erhebung, Veredelung und Vergrößerung des zürcherischen Gemeinwesens. Die Barschheit und Uebereilung, mit der er diese Pläne betrieb, raubte ihm die Volksgunst. Er war des Volkes Liebling, so lang er gegen Aristokratie und Klerus zu Felde zog; aber schnell änderte sich die Stimmung, als Waldmann seine Thätigkeit auch gegen die Mißbräuche, die Ausgelassenheit und Verschwendung des Volkes richtete und sogar dessen Erwerbmittel, Besitz und Freiheiten beschränkte. Durch Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten, vor Allem aus durch die ungerechte Hinrichtung Frischhans Theiligs, des Siegers von Giornico, brachte er auch die Eidgenossen gegen sich auf. Mit Freuden bemerkten Waldmanns Gegner diese allgemeine Mißstimmung. Sie selbst schmiedeten schon längere Zeit heimliche Pläne zu seinem Verderben. Von ihnen ward er

zu immer auffallendern Mißgriffen, zu immer größerer Nichtachtung der Volkswünsche und Rechte angereizt; sie benutzten auch seine sittlichen Gebrechen, um ihn nach und nach in der öffentlichen Meinung zu vernichten, und Waldmanns Arglosigkeit ahnte die List seiner Feinde nicht. Nur zu bald gelangen deßhalb ihre finstern Absichten. Sie hatten Waldmann zu Erlassung eines scharfen Jagdgesetzes verlockt, dessen Vollziehung das Landvolk an einigen Orten Gewalt entgegen setzte, und welches zurück genommen werden mußte. Nachdem man einmal die Schwäche der Regierung erkannt, war das Zeichen zur Lösung der gesetzlichen Ordnung gegeben. Bald erfolgten Angriffe gegen die Sitten- und Luxusgesetze. Es bestanden Beschränkungen über den Besuch von mancherlei Festen und Lustbarkeiten des Volkes; dieselben wurden am See nicht mehr beachtet. Zu Tausenden strömte man an verschiedenen Orten zusammen, und die Unzufriedenheit sprach sich bei diesen Anlässen laut aus. Die Regierung, aus Besorgniß eines Aufstandes, traf Vertheidigungsanstalten und reizte dadurch den Volkswillen noch mehr. Am 4. März 1489 erschien der ganze See, mit einziger Ausnahme der Gemeinde Kilchberg, bewaffnet vor der Stadt. Durch eidgenössische Vermittlung wurde diese Unruhe beigelegt, und ohne Waldmanns verkehrtes Benehmen hätten sich schwerlich neue Bewegungen erzeugt. Eigenmächtig ließ er nämlich in der Vergleichsurkunde verschiedene seinen Stolz kränkende Ausdrücke abändern, erzürnte dadurch die Eidgenossen und erbitterte das Landvolk. Dennoch glaubte er sich Sieger und eilte in lustiger Gesellschaft nach Baden. Der zweite Ausbruch des Aufstandes im ganzen Lande rief ihn schleunig nach Hause. Zürich verlangte bundesgemäße Hülfe; aber die Eidgenossen sendeten nicht, wie erwartet wurde, Truppen, sondern bloß Gesandte, deren meiste dem Bürgermeister oder der Stadt abgeneigt waren. In der Stadt selbst war Waldmanns Ansehen so gesunken, daß sein vertrautester Diener am hellen Mittage auf offener Straße, mitten unter zahlreichen Menschengruppen, wegen unbesonnener Drohreden ungestraft erstoßen wurde. Entfernung hätte den Bürgermeister und seine Freunde retten können. Er zog es vor, einen Besuch zur Begütigung der Bürgerschaft zu machen. Die Zünfte wurden besammelt, er wollte ihnen der Reihe nach Rechenschaft seines Thuns geben. Schon waren drei befriedigt; als er die vierte besuchte, erklang unerwartet die Rathsglocke. Waldmann mußte auf das Rathhaus eilen, die Zünfte gingen unmutig auseinander. Schaaren der Bürger drängten sich dem Rathhause zu, und Waldmanns Feinde trieben deren Spannung aufs Höchste. Be-

sonders thätig war Lazarus Göldlin, des gestürzten Bürgermeisters nächster Verwandter und persönlich von Waldmann an seiner Ehre gekränkt. Bald erhob sich Auflauf in allen Gassen, Alles drängte wild dem Rathhause zu. Kaum vermochten die eidgenössischen Gesandten das Erbrechen der Thüren und ein allgemeines Blutbad zu verhindern. Aus den Fenstern des Rathhauses redete Ludwig Seiler, Schultheiß von Luzern, zu den erbitterten Bürgern. Statt aber kräftig zur Ruhe zu mahnen, fragte er: „Wen wollet ihr denn?“ „Waldmann!“ riefen sie. Unflug oder böswillig wird die verderbliche Frage mehrmals wiederholt. Die auf der Straße schreien wild durch einander fast nach allen Rathsherren; unbeschreiblich war der Tumult. Endlich traten die eidgenössischen Gesandten in die Rathsstube, wo die erhitzten Parteien auf dem Punkte standen, an einander selbst Thätlichkeiten auszuüben. Sie kündeten dem Bürgermeister und seinen Freunden Gefangenschaft an und brachten sie nach dem Wellenberg. Auf das nicht Mitleid oder der Gedanke an des Bürgermeisters Verdienste in den Herzen der Bürger erwache, stachelten nun seine Feinde die Gemüther durch mannigfaltige Lügen zu noch größerer Erbitterung.

Diese Ereignisse erfüllten das vor der Stadt liegende Landvolf mit Freude. Es verlangte, weil jetzt Alles einig sei, Einlaß. Dieser schien jedoch nicht rätlich; um aber die Landleute zu beschwichtigen, sandte man in ihr Lager reichlich Wein und Speise. Die Unkosten wurden aus Waldmanns Vermögen bestritten; Einziehung desselben war eines der ersten Geschäfte der neuen Regierung gewesen. Sie bestand aus sechszig ungebildeten, zum Theile schlechten und vöbelhaften Menschen, ward wegen ihrer Dummheit und Unbändigkeit bald allgemein verachtet und verhaßt, und mit dem Spottnamen der hörnerne Rath belegt. An ihrer Spitze stand mit dem Titel eines Stadthauptmanns Lazarus Göldlin.

Waldmann lag im Wellenberg mit Ketten beladen, im scheußlichsten Mörderloche. Bei seinen Verhören wurde er furchtbar gefoltert. Diese Behandlung und das gänzliche Vergessen seiner glorreichen Thaten, seiner Liebe für Zürich zerrissen ihm das Herz. Am 6. April saß über ihn ein Blutgericht. Während der Sitzung kamen Boten, athemlos, von Schweiß durchnäßt, mit der Schreckensnachricht, Desterreich sei bei Eglisau verheerend über den Rhein gedrongen, sie haben die Flammen Eglisau's gesehen und das Jammergeschrei derer, die ermordet worden, gehört. Sogleich erging das Todesurtheil und ward ungefümt vollzogen. Die

Stübline  
damit auch  
müß; über  
Alle um  
Biele we  
Kerzeugung  
von der  
losgeriffen  
war ein  
sein Gau  
Desterrei  
man, in  
deren erl  
schlechtig  
als kümme  
tigkeit i  
begraben  
Dessman  
Die beid  
aber die  
währen  
Vaterland  
Ba  
Folterau  
Geldbuß  
Freunde  
kamte  
die hoch  
viele gere  
eingesam  
der Stadt  
Befriedig  
manns ge  
beladen d  
der hörner  
Wänderun  
Parteien  
nur die  
Schindig  
der llam  
die Anze  
aber es j

Blutbühne war auf einer Wiese außerhalb der Stadt errichtet, damit auch das Landvolk am Schauspiel seines Todes sich weiden möge; aber der Anblick des sterbenden Helden, sein Rufen an Alle um Vergebung und Fürbitte brach die Herzen des Volkes. Viele weinten laut. Waldmanns Feinde zitterten, eine Volksbewegung zu ihres Opfers Gunsten war zu befürchten. Er aber, von der Zeitlichkeit und dem Gedanken an gewaltsame Rettung losgerissen, kniete zur Enthauptung nieder. Sein letztes Wort war ein Gebet für das Heil der undankbaren Stadt. Nachdem sein Haupt gefallen, ward dem Volke angekündigt, es sei kein Desterreicher über den Rhein gegangen. Noch heutzutage weiß man, in welchen Brunnen nahe bei der Stadt jene Schändlichen, deren erlogene Schreckensbotschaft Waldmanns Todesurtheil beschleunigte, ihre Hemden genäst, um sich den Schein zu geben, als kämen sie in Schweiß gebadet aus weiter Ferne. Diese Schleichthätigkeit ist ungestraft geblieben. Waldmann ward im Fraumünster begraben; 157 Jahre nach seinem Tode ward sein Leib, bei Oeffnung seines Grabes, noch frisch und unverletzt gefunden. Die beiden Göttdin lebten noch lange in Ehren und Würden; aber die Geschichte nennt ihre Namen mit verdienter Schmach, während diejenige ihres Schlachtopfers unter den Helden des Vaterlandes glänzt.

Waldmanns trauriges Schicksal theilten mit Todesstrafen, Folterqualen, Gefangenschaft, Verbannung, unerschwinglichen Geldbußen, Ausschließung von Ehre und Würden viele seiner Freunde. Mit dem Landvolke wurde am 9. Mai 1489 der bekannte Waldmannische Spruch abgeschlossen, durch welchen die Hoheitsrechte der Stadt bedeutend geschwächt, dem Volke viele gerechte und billige, aber auch manche schädliche Freiheiten eingeräumt, jedoch der Wunsch nach völliger Gleichstellung mit der Stadt vereitelt wurde. Die Deckung der Unkosten und die Befriedigung vieler habgierigen Forderungen verschlangen Waldmanns großes Vermögen, erschöpften die öffentlichen Kassen und beluden die Stadt mit Schulden. Nach wenigen Wochen ward der hörnerne Rath entlassen und die alte Verfassung mit einigen Abänderungen wieder angenommen. Nicht so leicht ließen sich Parteiwuth, Zuchtlosigkeit und Verachtung der Gesetze beschwören; nur die ernsthaftesten Drohungen der Eidgenossen und einige Hinrichtungen vermochten dieß. Uebrigens verbreitete sich ein Geist der Unruhe über die ganze Eidgenossenschaft. Laut äußerte sich die Unzufriedenheit wegen mancher auffallenden Mißbräuche; aber es zeigte sich auch Ungehorsam gegen die nützlichsten Verord-

nungen. Von Vielen wurde damals schon die Auflösung aller aristokratischen Verfassungen in der Eidgenossenschaft und die Aufhebung des Stanser Verkommnisses, als eines die Volksrechte beschränkenden Vertrages, gefordert. Erst nach Langem stillten sich diese Stürme.

#### Der Norschacher Krieg. 1489 und 1490.

Einen Ausbruch dieser Stürme schildert uns die folgende Begebenheit. Der thätige Fürst-Abt Ulrich Rössch von St. Gallen, mit der freien und eifersüchtigen Stadt in manchen Streit verwickelt, faßte den Plan, seinen Sitz ihrer Nachbarschaft zu entrücken, verständigte sich mit Kaiser und Papst, und begann im Jahr 1487 bei Norschach den Bau eines neuen Klosters. Mit Besorgniß blickten die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell auf diese Unternehmung. Sie befürchteten Verlust an Nahrung und Errichtung einer lästigen Zollstätte. Bestimmte Einwendungen wurden aber erst nach zwei Jahren, als der Bau schon weit vorgeückt war, erhoben und von dem Abte abgewiesen. Da überfielen, plünderten und verbrannten am 28. Juli 1489, unterstützt von Rheinthälern und Gotteshausleuten, 1500 Appenzeller und St. Galler den neuen Bau. Die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell machten die gefezlose Sache dieser Auszügler zu der ihrigen, brachten alle Unterthanen des Abtes auf ihre Seite, ernteten aber bald die von Vielen gefürchteten Früchte solcher Thaten. Die vier Schirmorte des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) entschieden sich sogleich zu Gunsten des Abtes, und das Benehmen der St. Galler und Appenzeller, welche von ihren heftigen Führern, Bürgermeister Wambühler und Landammann Hermann Schwendiner, verleitet, die Entscheidung der Eidgenossen ausschlugen, einen Bund unter sich schlossen, auswärtige Hülfe suchten und eine Besatzung der Schirmorte zu Norschach angriffen, entfremdete ihnen auch die übrigen Stände. Anfangs 1490 rückten 8000 Mann aus den Schirmorten ins Feld. Zu Wyl kamen ihnen die Gotteshausleute mit Kreuz und Fahnen, Erbarmen flehend, entgegen. Als auch andere Kantone zu den Schirmorten stießen, baten die Appenzeller um Frieden. St. Gallen schloß erst einen Vergleich, nachdem man es einige Tage belagert und beschossen hatte. Die Eidgenossen hausten während dieses Feldzuges wie in Feindesland, plünderten, sengten und traten dann mit schwer beladenen Wagen den Rückzug an. Deffentlich wurden diese Ausschweifungen getadelt. Im Frie-

den verloren die Appenzeller das Rheinthal, die Stadt ihr ganzes kleines Gebiet. Beiden, so wie den Gotteshausleuten, wurde die Zahlung bedeutender Summen und mancherlei Beschränkungen auferlegt. Das Rheinthal ward eine Gemeinherrschaft der zu Felde gezogenen Orte; das Gebiet der Stadt St. Gallen verkauften sie dem Abte und theilten dann nach ärgerlichem Streite alle erhaltenen Summen. Barmbühler und Schwendiner starben in der Verbannung. Der Bau zu Korschach ward wieder begonnen; es durfte aber das Kloster von St. Gallen nicht dorthin verlegt werden.

Nach dem Schlusse dieses Friedens finden wir eidgenössische Reisläufer thätig in den Kriegen zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser. In der Eidgenossenschaft verursachten diese Kriege großen Zwist; denn die Länder neigten sich zu Frankreich, die Städte zu Oesterreich. Das Reisläufen wurde zwar verboten, aber Tausende, gierig nach Beute und zügellosem Leben, strömten mit Verachtung aller Verbote zu den verschiedenen Heeren. Der Friede zu Senlis endete dieses Unwesen. Es erneuerte sich, als König Karl VIII. von Frankreich zu einem Zuge gegen Neapel in der Eidgenossenschaft warb. Die Städte suchten abermals die kriegslustige Jugend zurück zu halten; aber spottend erklärte der französische Gesandte, was die Regierungen nicht bewilligen, werde er vom Volke zu erlangen wissen, und allenthalben, wo nur französische Fahnen wehten, standen ungehorsame eidgenössische Söldner. Abgeordnete der Tagsatzung, welche sie zurück rufen sollten, wurden von den Franzosen nicht einmal zu dem Heere gelassen, und die Ausgezogenen saßen gegen die Städte solche Erbitterung, daß diese sich bereit halten mußten, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Von den Ausgezogenen sahen aber wenige ihre Heimat wieder. Viele starben auf dem Schlachtfelde. Die größere Zahl endete in harter Kriegsgefangenschaft, fiel unter den Dolchen der Italiener, oder verblieh durch Hunger, Durst, Gift und Seuchen, von keinem Menschen gepflegt, auf Heuschobern, auf offener Landstraße, auf freiem Felde, auf Misthaufen, und die, welche abgezehrt und unkenntbar sich heim schleppeten, verpflanzten nach dem Vaterlande eine ansteckende Seuche, gegen die man keine Heilmittel kannte und welche unter allem Volke fürchtbar um sich griff.

#### Der Schwabekrieg. 1495—1499.

Ein langer Friede hatte mit Oesterreich und Deutschland bestanden. Dieses glückliche Verhältniß ward im Jahr 1488 ge-

hört, als die Eidgenossen den Beitritt zu dem neu gestifteten schwäbischen oder stählernen Bunde vom St. Georgen-Schilde verweigerten. Schon damals drohte Krieg; er brach aus, als sich die Eidgenossen den Beschlüssen des deutschen Reichstages nicht unterziehen wollten. Man fand diese Weigerung in Deutschland unerträglich. Auf dem Reichstage zu Lindau, wo die Eidgenossen im Jahr 1496 zur Annahme der Reichstagschlüsse beredet werden sollten, erhob sich heftiger Wortwechsel. Der Reichskanzler, Erzbischof von Mainz, sprach zu den eidgenössischen Gesandten: „Schicket euch in die Sachen; denn der Weg ist gefunden, euch einen Herrn zu geben, und das werde ich mit der Feder in meiner Hand zu Stande bringen!“ Ihm ward entgegnet: „Was ihr drohet, ist vormals Andern mißlungen, die es mit Hellenbarten versuchten, welche mehr zu fürchten sind als ein Gänsekiel!“ Es war ein eitles Beginnen, durch eine drohende Sprache ein kriegerisches, fleggewohntes Volk einschüchtern zu wollen. Selbst päpstliche Bannbriefe änderten den Sinn der Eidgenossen nicht. Unererschrocken riefen sie den Ausspruch einer Kirchenversammlung an. Als Kaiser Maximilian I. im Zorne sprach: „Man werde die Eidgenossen zum Gehorsam zwingen, und er einer der Vordersten sein, wenn man ihr Land einnehme“, warnte ihn Konrad Schwend, Bürgermeister von Zürich, „ja nicht unter den Vordersten zu sein; denn das Volk sei so grob und unwissend, daß er fürchte, es würde nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen!“ — Im Angesichte eines schweren Krieges suchten und fanden die Eidgenossen ein Schutzbündniß mit Frankreich. Dagegen verscherzten sie, durch den unbefugten Kriegszug einer zusammen gelaufenen, raublustigen, von den Ländern unterstützten Schaar gegen Konstanz, die Erwerbung dieser wichtigen Stadt; denn im Augenblicke der ersten Erbitterung trat Konstanz im Jahr 1497 in den schwäbischen Bund. Mit den Eidgenossen aber verbündete sich im Jahr 1498 der größte Theil des Landes Rhätien. — In eben diesem Jahre brach zwischen Frankreich und Kaiser Maximilian Krieg aus, und bald sah sich die Eidgenossenschaft durch französische Werbung von aller waffenfähigen Mannschaft so entblößt, daß die solothurnische Regierung schrieb: „Unser Land ist so verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin haben, daß man möchte einen Todten zur Kirche tragen und läuten!“ Zum Glück für die Eidgenossen ging dieser Krieg zu Ende, ehe Maximilian durch den schwäbischen Bund einen Angriff auf die Eidgenossenschaft richtete.

Die erste feindselige Handlung war die Aufhebung des kai-

selichen  
bische  
Wärter  
aber  
und den  
die Eidg  
12. Febr  
von Luz  
genössis  
ins Berat  
Betrüger  
gerathen  
von 1000  
nach der  
bete. Die  
ihr Geis  
der Gewalt  
bedientes  
sie den W  
ende we  
mit über  
steht. Di  
nem ver  
mögen; a  
im Har  
Umgegeb  
Gleich  
Streifg  
feinen; ab  
genössis  
breitung  
zeit von  
im Hau  
Kunden  
nicht, dem  
Jung w  
Kirchen  
Krieger  
ihre eig  
zu klä  
von beid

ferlichen Rathes Gossenbrot im Bade zu Pfäfers; der schwäbische Bund antwortete mit einem Einfalle ins bündnerische Münsterthal. Die Bündner erobern das Thal wieder, werden aber zum zweiten Mal geschlagen und verlieren Meyensfeld und den wichtigen Paß Luziensteig. Auf ihre Mahnung eilen die Eidgenossen von allen Seiten ins Feld. Am 10. und 12. Februar 1499 werden die Schwaben in den Gefechten von Luziensteig und Triesen geschlagen und der eidgenössische Boden von Feinden befreit; 8000 Eidgenossen rücken ins Vorarlbergische ein und dringen längs dem Rheine gegen Bregenz vor. In der Gegend von Fuhach stoßen die eidgenössischen Vortruppen auf einen feindlichen Vortrab, treiben ihn zurück und gerathen im Nebel unvermerkt an die schwäbische Hauptmacht von 10,000 Mann. Sie verlieren den Muth nicht und fallen nach der frommen Väter Sitte auf die Kniee zum Schlachtgebete. Die Schwaben brennen unter Schmähen und Hohnlachen ihr Geschütz los; aber die eidgenössische Vorhut hält Stand, bis der Gewalthause nachgerückt ist. Jetzt wird den Feinden ihr übel bedientes Geschütz im Sturme abgenommen; mit ihm verlieren sie den Muth und werfen sich in wilde Flucht. Mehrere Tausende werden erschlagen, versinken in den nahen Sümpfen, gehen mit überladenen Schiffen unter, oder erfrieren, im Schilf versteckt. Die Stadt Bregenz ward von allen wehrhaften Einwohnern verlassen und hätte ohne Schwertschreich erobert werden mögen; aber die Eidgenossen verweilten nach dieser Schlacht im Hard drei Tage auf dem Schlachtfelde, brandschatzten die Umgegend und gingen dann über den Rhein zurück. (20. Februar.)

Gleichzeitig mit der Schlacht im Hard ward ein verheerender Streifzug ins Hegau unternommen. Widerstand fand man keinen; aber bald gab es Uneinigkeit, man ging nach der Eidgenossenschaft zurück, und der Zug führte zu nichts als zur Verbreitung großen Elendes unter den hilflosen Einwohnern. In Zeit von acht Tagen waren mehr als 20 Dörfer und Schlösser im Rauche aufgegangen; Schaaren von Greisen, Weibern und Kindern irrten ohne Nahrung und Kleidung umher und wurden meist, dem Feuer kaum entronnen, Opfer der Kälte. Auf dem Zuge wurden weder Mannszucht noch Kriegsgefeß beobachtet; Kirchen hatte man aufgebrochen, Heiligthümer geschändet, einzelne Krieger verließen das Heer und machten Unternehmungen auf ihre eigene Faust. Ueber die Theilung der Beute kam es häufig zu blutigen Schlägereien. Für einmal war nun der Feldzug von beiden Seiten beendigt; Friedensunterhandlungen, welche

benachbarte Fürsten und Städte anknüpften, zerschlugen sich fruchtlos.

Die erneuerten Feindseligkeiten begannen mit verwüstenden Streifzügen in der Umgegend von Basel. Es geschah unter Daniel von Babenberg von 1000 Eidgenossen eine rühmliche Waffenthat beim Bruderholz. Sie hatten den Sundgau überfallen, stießen auf 4400 Feinde, durchbrachen die Reihen der Gegner, erschlugen 600 Mann und erbeuteten eine Fahne. (März.)

Bald nachher eroberten die Eidgenossen einen Theil des Klettgau's. Die Feinde versuchten öfters Wiedereroberung. Zu diesem Ende griffen sie eines Tages mit Uebermacht das Dorf Hallau an, wo eine schwache zürcherische Besatzung lag. Das Dorf wird angezündet; Besatzung und Einwohner retten sich mit der Habe auf den Kirchhof. Hier streiten sie mit der größten Tapferkeit gegen die Menge der Feinde und treiben sie durch einen Ausfall zurück. (3. April.)

Größere Kriegsthaten geschahen in der Gegend von Konstanz. Am frühen Morgen des 11. April zogen die Oesterreicher sehr vorsichtig aus den Thoren dieser Stadt, die Brücken waren dicht mit Stroh bedeckt, daß man den Ausmarsch nicht höre. Von der Insel Reichenau fuhren 800 Mann zur Unterstützung des Unternehmens ab. Die sorglose zürcherische Besatzung zu Ermatingen wird in den Betten überfallen, verliert über hundert Mann; der Rest entflieht unbekleidet, unbewaffnet. Rückwärts liegende Luzerner eilen zu Hülfe, müssen der Uebermacht weichen und verlieren zwei Geschütze. Die Feinde glauben sich nun Meister, sengen, morden, rauben, schwelgen und lassen aller Unordnung und allen Lüsten freien Lauf. Mittlerweile strömen die Eidgenossen, durch Flüchtlinge, Lärmfeuer, Sturmglöcken zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen, von allen Seiten herbei. Beim Schwaderloche sammeln sich unter Rudolf Has von Luzern und Oswald von Rog von Unterwalden ungefähr 2000 Mann. Diese schwuren muthig „Rache oder Tod!“ Zur Verfüllung ihrer Schwäche stellten sie hie und da im Walde Trommelschläger auf, deren Gelärm den Feind auf den Glauben bringen sollte, es seien noch viele Truppen im Anmarsche. Hierauf fielen sie mit furchtbarem Geschrei in den Feind. Das Fußvolk widerstand nicht lange; aber die Reiterei focht muthig, endlich wich auch sie. Die Konstanzer wollten im Schrecken den Flüchtlingen lange die Thore nicht öffnen; zu ihrem Glücke wurden diese von den Eidgenossen nur bis nach Gottlieben verfolgt.

Unter der Beute fanden die Luzerner mit Freuden ihre zwei Geschnitzte wieder.

Diesem Treffen folgte der Eidgenossen zweiter Zug ins Hegau. Er begann und endete wie der erste. Auf diesem Zuge hatten die Eidgenossen dem Herrn von Roseneck, einem ihrer heftigsten Feinde, sein Städtchen und Schloß Blumenfeld nach tapferer Gegenwehr eingenommen. Der Ort sollte geplündert und verbrannt werden. Den Einwohnern erlaubte man, von ihrem Liebsten und Kostbarsten so viel mitzunehmen, als sie tragen möchten. Die Besatzung erhielt Gnade; nur Roseneck war ausgenommen. Da lud seine Gattin ihn, als ihr Liebstes und Kostbarstes, auf den Rücken und trug ihn aus der Burg. Die Eidgenossen, von ihrer treuen Liebe gerührt, begnadigten Roseneck und ließen noch überdies der edlen Frau alle ihre Kostbarkeiten.

Auch an der Bündner Grenze war der Krieg wieder losgebrochen und die Oesterreicher in die Grafschaft Sax eingefallen. In einem Gefechte mit ihnen gerieth Hans Schuler, genannt Wala, mitten unter die Feinde. Von 30 Reifigen umgeben, setzte er sich dennoch zur Wehr und ergab sich erst, als er mehrere aus dem Sattel gehoben und vom Gefechte ganz erschöpft war. Er wurde nach Feldkirch gebracht, bewundert und mit einem schriftlichen Zeugnisse seines Muthes wieder entlassen. — So muthig er, so feige zeigten sich 1000 Berner, welche beim bloßen Anblicke des Feindes von plötzlichem Schrecken ergriffen, vom Berge Rebetich bis Biel und Nidau flohen. Zu ihrem Glück waren die Feinde, von ähnlichem Schrecken überrascht, ebenfalls zurück gegangen.

Ein Heer von 10,000 Eidgenossen zwang die Oesterreicher, die Grafschaft Sax wieder zu verlassen und sich in ihr verschanztes Lager jenseits des Rheines zurück zu ziehen. Auch von hier beschloffen die Eidgenossen sie zu vertreiben. Ihr Hauptheer sollte das Lager von vorn angreifen, während es Heinrich Walleb von Uri mit 2000 Kriegern über den Berg Lanzengast umginge. In höchster Stille flog er mit seiner Schaar den Berg hinan. Auf der Höhe desselben standen feindliche Kerntuppen, die er erst nach heftigem Kampfe zum Weichen brachte. Jetzt mußte der Feind die umgangenen Schanzen verlassen und sein 14,000 Mann starkes Heer in der Ebene hinter denselben aufstellen, indes Walleb sich wieder mit der eidgenössischen Hauptmacht vereinigte. Als nun die Feinde ihr Geschütz losbrannten, warfen sich die Eidgenossen auf seinen Rath zur Erde nieder. Er allein blieb stehen. Das feindliche Feuer ging unschädlich über die Eidgenossen hin;

aber Wolleb stürzte schwer verwundet. Mit letzter Lebenskraft rief er: „Tapfer dran, liebe Eidgenossen, mit euch ist Gott, der Sieg kann nicht fehlen!“ und verschied. Schrecklich war der Angriff, verzweifelt die Gegenwehr, den Eidgenossen blieb der Sieg. Ueber diesen Ausgang der Schlacht bei Frastenz erschrak Niemand mehr als die Wallgauer. Sie hatten den Eidgenossen nach dem Gefechte von Triesen gehuldigt, waren treulos geworden und mußten jetzt das Schrecklichste befürchten. In dieser großen Noth faßten sie einen rettenden Entschluß. Ein Trauerzug von Greisen, Weibern, Kindern, Priestern ging den Eidgenossen entgegen. Mitleid mit dieser hülflosen Schaar, deren Verfolger und Beschützer zu Frastenz erschlagen waren, und Scheu vor Gott, in dessen Namen sie angesiehet wurden, rührten die Eidgenossen; sie verziehen und begnügten sich mit einer Brandschatzung von 8000 Gulden (20. April).

Nach allen diesen Siegen der Eidgenossen fand Kaiser Maximilian nöthig, persönlich auf dem Kampfplatze zu erscheinen, und mahnte zu diesem Zuge das ganze deutsche Reich. Das drohende Ungewitter entlud sich zuerst an den Grenzen von Bünden. Nach dem Unglücke bei Frastenz hatten die Oesterreicher auf der Malsler Heide ein neues, festes Lager bezogen, von welchem aus sie den Eidgenossen so beschwerlich fielen, daß dessen Erstürmung nöthig ward. In der Nacht vom 22. Mai 1499 zogen 8000 Eidgenossen in zwei Abtheilungen gegen das Lager. Die eine, unter Benedikt Fontana, sollte es über den Schlingenberg umgehen, die andere mit ihrem Angriffe auf ein Zeichen warten, daß jene die Höhe erstiegen. Von den Feinden vertheidigte ein Heerhaufen den Berg, der zweite die Schanzen, der dritte stand hinter beiden in Schlachtordnung. Fontana erstieg die Höhe, gab das Zeichen, verjagte die erste feindliche Heerschaar, stürzte sich auf die zweite, trieb auch diese zurück und griff muthvoll die dritte an. Aber vergebens wartete er auf die Unterstüzung der Hauptmacht, welche ihr Befehlshaber, Dietrich Freuler von Schwyz, unnüß zurückhielt. Fontana mit den Seinen that Wunder von Tapferkeit; aber die Uebermacht war nahe daran, diese Helden zu erdrücken. Schon war Fontana gefallen. Verwundet im Unterleibe, drängte er mit der einen Hand die hervorquellenden Eingeweide zurück, tritt noch eine Zeit lang und sank dann mit dem Ausrufe: „Backer dran, liebe Eidgenossen! Erschrecket nicht über „meinen Fall! Ich bin ja nur Ein Mann! Rettet Ehre, Freiheit, Vaterland!“ Nach fünfständigem hartem Kampfe kamen endlich, durch Eilboten aufgefodert, die heiß ersehnten Brüder,

mit ihnen der Sieg. Dietrich Freuler mußte zur Rettung seines Lebens dem allgemeinen Unwillen entfliehen.

Maximilians Muth war noch nicht gebrochen, mit 15,000 Mann überzog er das Engadin. Die dürftige und ausgefogene Gegend bot einem solchen Heere keinen Unterhalt dar. Ein Versuch, Lebensmittel aus dem Veltlin herbei zu führen, mißlang durch die Hindernisse der Natur und den Widerstand der Bündner. Jetzt kam große Noth über das kaiserliche Heer. Viele Krieger äßten aus Hunger Gras ab. Andere kamen von Sinnen. Ganze Schaaren verließen ihre Fahnen. Ein eiliger Rückzug ward nöthig, man hatte mit großem Verluste nichts als nutzlose, grausame Verwüstung des Landes erzielt.

Die Eidgenossen, ungeachtet aller ihrer Siege, hätten gern Frieden geschlossen, nicht so der Kaiser. Endlich erschütterte auch seinen Willen der Ausgang der Schlacht von Dornach. Mit 16,000 Mann lag vor diesem schwach besetzten Schlosse Graf Heinrich von Fürstenberg. Er glaubte die Eidgenossen an andern Orten beschäftigt und überließ sich der äußersten Sorglosigkeit. Sein Lager glich einem Lustlager, man feierte Feste und Gelage, es waren nicht einmal Wachen aufgestellt. Alle Warnungen, sogar die bestimmte Aussage vom Anmarsche der Schweizer, wurden verachtet: „Es wird doch“, spottete der Graf, „nicht Schweizer schneien! Wer sich fürchtet, kann heim zu den fürcht-samen Frauen gehen!“ Mittlerweile eilten 4000 Mann von Bern, Solothurn und Zürich herbei. Als ihre Führer von einer nahen Anhöhe die Sicherheit der Feinde bemerkten, beschloßen sie ungesäumten Angriff. Er geschah am 22. Junimonat 1499 in der größten Mittagshitze. Unbemerkt gelangten sie an den Feind. Ihr erster Anfall wurde sogar für bloßen Ausbruch einer Uneinigkeit gehalten. Führer, die herbei eilten, Ruhe zu stiften, unter ihnen Fürstenberg selbst, wurden erschlagen, ehe man die Eidgenossen erkannte. Dagegen versäumten diese, das feindliche Lager im ersten Schrecken zu zersprengen. Durch Blündern und Niedermachen Wehrloser ließen sie den entfernten, jenseits der Birs liegenden Schaaren Fürstenbergs Zeit, sich zu sammeln, wurden bald umringt, mit Nachdruck von vorn und im Rücken angegriffen, und geriethen in die gefährlichste Lage. Da langten im entscheidenden Augenblicke 1200 Luzerner und Zuger auf dem Schlachtfelde an. Feige Flüchtlinge hatten diese Truppen zurück mahnen wollen; aber ihre Führer, Schultheiß Feer und Ammann Steiner, entbrannten in edlem Zorne: „Ewige Schande“, riefen sie, „wäre es, wenn wir nicht auf das Schlacht-

feld eilten, unsere Brüder zu retten oder zu rächen!" Ihre Ankunft entschied die Niederlage des Feindes. Demüthig kamen am folgenden Tage Mönche von Basel, um den erschlagenen Adel zu beerdigen. Aber die Eidgenossen sprachen: „Die Edeln müssen bei den Bauern liegen!“ Selbst um Fürstenbergs Leiche wurde vom Kaiser vergebens gebeten. Auch der Feldherr ruht bei seinen gefallenen Schaaren.

Durch dieses Unglück ward endlich auch Maximilian zum Frieden gestimmt; die Eidgenossen sehnten sich darnach. Alle ihre Siege hatten Erschöpfung zur Folge; in ihrem Lande war grenzenlose Unordnung, sie sahen einer Hungersnoth entgegen, über einzelne Gegenden war sie schon eingebrochen. In einer schrecklich verwüsteten Gegend Bündens traf ein kaiserlicher Feldherr zwei alte Weiber, die eine Heerde von vierzig ausgemergelten Kindern wie Vieh vor sich her auf eine Weide trieben. Mit Schauder sah er sie hier heißhungrig das Gras abäzen, und vernahm auf seine Frage nach der Ursache dieser Noth folgende Antwort: „Die Väter dieser Unglücklichen hat das Schwert, ihre Mütter Seuche und Hunger, ihre Wohnungen und Habe der Feind und das Feuer gefressen; nur wir Elenden sind noch übrig, um diese armen Kinder wie das Vieh mit Gras zu füttern. Vor wenig Tagen waren ihrer noch einmal so viele; die Hälfte ist seither vor Hunger und Elend gestorben. Auch diese da werden bald zu ihren Vätern gehen, glücklicher durch einen frühen Tod als durch längeres Leben!“ — Ueberhaupt erzeugte dieser Krieg namenloses Elend. Ueber 20,000 Menschen hatten das Leben eingebüßt, bei 2000 Ortschaften und Schlösser waren abgebrannt und das Land auf 30 Meilen in die Runde verwüstet. Darum erregte es allgemeine Freude, als endlich im Herbstmonate 1499 der Friede geschlossen ward, der den letzten Krieg endete, den die alten Eidgenossen zur Behauptung ihrer Freiheit geführt. Der Friede ließ beinahe Alles im alten Stande. Einzig erlangten die Eidgenossen einige bisher der Stadt Konstanz gehörige Rechte im Thurgau; auch nahmen sie im Jahr 1501 zum Danke für bezeugte Treue die Städte Basel und Schaffhausen auf ewig in den Bund auf. Aus Basel entfloß die österreichisch gesinnte Partei; die Stadt aber setzte zum Zeichen, wie sicher sie sich als eidgenössisches Bundesglied fühle, statt zahlreicher Wachen ein altes Weib mit der Kunkel zum Bezuge des Zolles unter jedes Thor.

## Viertes Kapitel.

## Die mailändischen Feldzüge.

1499—1519.

## Kampf der Parteien. 1499—1510.

Auf den letzten großen Freiheitskampf der alten Eidgenossen folgen die mailändischen Züge, in welchen die Eidgenossen ihre ruhmvollen Waffen fremden Fürsten feil boten und aus Geldgier das alte Lob der Treue und Redlichkeit schmähtlich besahten. Betrübend sind die Verhältnisse der Schweiz während dieses Zeitraumes, der trotz alles kriegerischen Glanzes dennoch der traurigste und schändlichste ist, welchen die eidgenössische Geschichte kennt. Zwar war die Eidgenossenschaft vom Auslande gefürchtet, fremde Staaten hingen von ihrem Winke ab, und Gesandte vieler Fürsten und Länder wetteiferten, durch Schmeicheleien, geistliche und weltliche Freiheiten, reiche Geschenke, große Jahrgelder und hohen Sold das Bündniß und die Hülfe der Eidgenossen zu erwerben. Aber schreckliches Elend lag unter diesem trügerischen Glanze verborgen. Die Geschichte dieses Zeitraumes ist eine Warnungstafel, wie sie kaum in der Geschichte eines andern Volkes in dieser Art gefunden wird.

König Ludwig XII. von Frankreich und Herzog Ludwig Sforza von Mailand, genannt Moro (der Mohr) bedurften beide des tapfern Armes der Eidgenossen, um sich zu bekriegen. Der König lockte noch während des Schwabenkrieges viele Söldlinge, denen ein elender Gewinn lieber als das Vaterland war, in seine Dienste. Mit ihrer Hülfe entriß er im Jahr 1499 dem Herzoge sein Land. Zu dieser Eroberung beglückwünschten die Eidgenossen den König und verlangten von ihm Rückgabe von Bellenz an Uri. Er verweigerte das Begehren und behandelte auch die eidgenössischen Krieger übel, sobald er sie nicht mehr brauchte. Da wendete sich die Eidgenossenschaft dem Sforza zu. Schon im folgenden Jahre nahm er mit 8000 Eidgenossen Mailand den Franzosen so schnell wieder ab, als sie es erobert hatten. Nur einige feste Plätze behaupteten sie. Von diesen belagerte er die Stadt Novara; die Stadt eroberte er, das Schloß widerstand ihm.

Mittlerweile durchreisten französische Abgeordnete die Eid-

genossenschaft, theilten Geld in Haufen aus, und bald traten mit oder ohne Willen ihrer Regierungen 24,000 Eidgenossen in französische Sold, wurden gegen Novara geführt, und zum ersten Male standen nun in fremden Diensten Eidgenossen gegen Eidgenossen. Die Tagsatzung mahnte ernstlich beide Parteien heim; allein ehe ihre Boten zu den Heeren gelangten, war durch Ver-rath an Ludwig Sforza schon Alles entschieden. Er war, entblößt von allen Hilfsmitteln, durch die französische Uebermacht in Novara eingeschlossen. Seine eidgenössischen Hilfstruppen unterhandelten mit den Franzosen, und der verrathene Fürst konnte durch Bitten und Thränen kaum erhalten, daß ihm erlaubt wurde, in der Kleidung eines gemeinen Soldaten mit ihnen auszugehen; allein er wurde von den Franzosen vermißt und, als sie Geld boten, von einem Niederträchtigen verrathen. Sein Loos war lebenslängliche Gefangenschaft. Ueber diesen schändlichen Verrath war in der Schweiz Trauer und Unwille. Die heimkehrenden Krieger wurden um so übler empfangen, als ihnen überhaupt große Zuchtlosigkeit und Schlechtigkeit zur Last fiel. Die Tagsatzung befahl ernste Untersuchung und Bestrafung; allein den meisten Regenten waren ihre Jahrgelder viel zu lieb, als daß sie ernst in der Sache eingeschritten wären. Rudolf Turmann von Uri, welcher den Herzog verrathen, mußte für alle Fehlbaren büßen; er starb durch das Schwert (1500).

Durch diese Vorfälle und einen Gewaltstreich der Länder, die den Franzosen Bellenz wegnahmen, ward das gute Verhältniß mit Frankreich gestört. Die Länder befehdeten sogar mit Hilfe vieler tausend Reisläufer, die der König unbezahlt gelassen, diesen Fürsten, und bald rückten alle Eidgenossen gegen ihn zu Felde, Ludwig mußte Bellenz abtreten, setzte sich aber mit den Eidgenossen bald wieder in gutes Vernehmen. Sein Geld verschaffte ihm Eingang, Freiwillige strömten ihm zu, die Tagsatzung selbst gestattete ihm eine Werbung von 4000 Mann. Damals hatte Käuflichkeit das ganze Volk, die Obrigkeiten, die Tagsatzung durchdrungen. Unläugbar waren die verderblichen Einflüsse der fremden Kriegsdienste; aber weder Beschlüsse, noch Mahnungen, weder Anstand noch Ehrbarkeit, noch selbst Eide wurden geachtet, sobald die französischen Thaler erklangen. Braucht man, um die schreckliche Verderbenheit, den schamlosen Gelddurst der Eidgenossen zu bezeichnen, mehr zu sagen, als daß sie sich nicht entblödeten, gestützt auf ein falsches Testament, das Furno, ein savoyischer Betrüger, ihnen mittheilte, den Herzog von Savoyen zu zwei verschiedenen Malen um große Geldsummen zu bringen? Einige

Stände, die dem Herzoge ein Drittheil dieses Geldes erließen, meinten, eine bewunderungswürdige Großmuth gezeigt zu haben, während der Kaiser, Frankreich, Venedig, denen der gleiche Betrüger ähnliche Vergabungsbriefe anbot, dieselben mit verdienter Verachtung zurück wies.

#### Die Eidgenossen gegen Frankreich. 1510—1516.

Dem unermüdeten Franzosenfeinde Kardinal Matthäus Schinner, Bischof von Sitten, gelang es endlich, die Eidgenossen von Frankreich ab- und dem Papste zuzuwenden. Zwar die erste Unternehmung in des Papstes Diensten, der Chiasser Zug, mißlang so schimpflich, daß alles Volk gegen Schinner erbittert ward, und dieser nur durch eilige Flucht sein Leben erreichte. Aber bald kehrte er nach dem Wallis zurück. Sein Hauptgegner, Georg auf der Flüh (Supersax), mußte vor seiner Rache entweichen, und aufs neue begann Schinner sein den Franzosen schädliches Wirken. Das zehnjährige Bündniß zwischen Ludwig und den Eidgenossen ging zu Ende. Sie hofften, bei dessen Erneuerung mehr Geld- und Handelsvortheile zu erpressen. Ludwig hingegen glaubte, die Eidgenossen entbehren oder gegen den Willen der Obrigkeiten Reisläufer genug haben zu können. Er verweigerte alle Forderungen, bezahlte selbst die geleisteten Dienste nicht, und der französische Hochmuth beleidigte die Eidgenossen vielfältig. Alle diese Umstände benutzte Schinner zum Vortheile des Papstes. Als vollends die Franzosen zu Lugano zwei eidgenössische Läufer tödteten und den Wappenschild des Kantons Schwyz beschimpften, reizte Schinner diesen Kanton so, daß Schwyz im Wintermonate 1511 ausbrach und alle Eidgenossen mahnte. Sie kamen mit 10,000 Mann. Dieser Auszug heißt der kalte Winterzug. Durch Bestechung rettete Frankreich seine italienischen Besitzungen. Im eidgenössischen Heere brach große Uneinigkeit aus. Man zog sich unter Verübung furchtbarer Grausamkeiten zurück, und beinahe hätten die Eidgenossen ihre Waffen gegen einander gerichtet. Dieser Feldzug verschaffte den Stimmen derer, die gegen Kronenfresserei und Reisläufen warnten, großes Gewicht; aber nur zu bald waren die heilsamen Eindrücke wieder verwischt.

Nach diesem Zuge machte König Ludwig einen vergeblichen Versuch, sich den Eidgenossen wieder zu nähern. Wenige Wochen später beschloß die Tagsatzung in Verbindung mit dem Papste und Venedig Krieg gegen Frankreich. Im Mai 1512 sammelten

sich über 20,000 Mann zu Chur und rückten in Italien ein. Ihr Zug, der große Pavier Zug genannt, war ein Siegesmarsch; bald besaß König Ludwig in Italien nichts mehr als die festen Schlösser von Mailand und Pavia. Mit Ruhm geschmückt, mit Beute bereichert, wohl bezahlt, vom Papste mit zierlichen Bannern und dem Titel: „Beschirmer der Freiheit und der christlichen Kirche“ beschenkt, zogen die Eidgenossen heim. Mit Venedig hatten sie sich wegen der Theilung der Eroberungen entzweit; denn wichtig war die Frage, wem das eroberte Herzogthum gehören solle. Zuletzt übergab man es an Maximilian Sforza, ältesten Sohn des unglücklichen Ludwig Moro. Von ihm erhielten die Eidgenossen die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendris, Meintal, Esenthal, Cleven, Worms, Bellin, Zollfreiheit bis an die Thore Mailands und bedeutende Geldsummen. Am 29. Dezember 1512 hielt der junge Fürst mit großer Pracht und Feierlichkeit unter allgemeinem Jubel seinen Einzug in Mailand. Die eidgenössischen Führer übergaben auf einer silbernen Schüssel dem Herzoge die Schlüssel der Stadt. Nicht lange dauerte die Freude der Mailänder. Ihr Fürst war gutmüthig, aber ohne Macht; im Lande geboren Fremdlinge und quälten das arme Volk so, daß in tausend Herzen Sehnsucht nach dem gelinderen französischen Joch entstand. Solche Wünsche zu erfüllen, war König Ludwig sehr geneigt. Er schloß mit Venedig ein Bündniß, und das Herzogthum Mailand ward von 16,000 Franzosen und 10,000 Venetianern angegriffen. Herzog Maximilian ging mit einer kleinen Macht den Franzosen entgegen. Erst am 22. Mai 1513 stießen 4000 Eidgenossen zu ihm; ein zahlreiches Heer wurde erwartet. Die Stadt Mailand empörte sich und huldigte den Franzosen. Ihrem Beispiele folgte das ganze Land; nur Como und Novara blieben treu.

In Novara ward der verzweifelnde Maximilian mit seinen Eidgenossen und einigen hundert lombardischen Reitern von den Franzosen eingeschlossen. Die Eidgenossen zeigten gegen ihn größere Treue als einst gegen seinen Vater. Lockende Versprechungen der Franzosen beantworteten sie mit einem Ausfalle. Es schreckten sie weder die Zahl, noch das furchtbare Feuer der Feinde, noch das Einstürzen der Mauern Novara's. Als am zweiten Tage ihre Noth aufs höchste gestiegen war, schwieg unerwartet das feindliche Geschütz. Die Ankunft einer Abtheilung des eidgenössischen Heeres zwang die Franzosen, die Belagerung aufzuheben und eine andere Stellung einzunehmen. Den 6. Juni 1513 wagten 9000 Eidgenossen, ohne die Ankunft ihrer Hauptmacht abzuwarten, die

Schlacht von Novara. Die Franzosen leisteten den tapfersten Widerstand. Im Anfange litten die Eidgenossen sehr durch das Geschütz und die Kürassiere. Die Noth war so groß, daß Einige ihre Pflicht vergaßen und flohen. Selbst der Herzog kehrte, von Furcht ergriffen, mit seinen Reitern nach Novara zurück. In dieser schweren Stunde mahnten die Führer, Hans Keller von Büsach, Nikolaus Konrad, Sieger von Dornach, Benedikt von Weingarten und Andere, „des Ruhmes der Väter und der eigenen Ehre nicht zu vergessen“, und beseuerten ihre Schaaren durch das Beispiel glänzender Tapferkeit. Am furchtbaren entbrannte der Kampf, als die Eidgenossen das durch Wall und Graben gedeckte feindliche Geschütz wegzunehmen suchten. Man focht so nahe und mit solcher Erbitterung, daß statt der Spieße und Hellebarten Dolche und Beimeffer gebraucht wurden. Endlich wurden die Reihen der Feinde gebrochen, und ihr Heer löste sich auf. Auf der Wahlstatt lagen 8000 Franzosen, 1500 Eidgenossen und neben manchem tapfern Führer auch Benedikt von Weingarten. Die Feinde flohen unaufhaltsam über die Alpen, und prahlten „mit eitel leidigen Teufeln gefochten zu haben“. Ganz Italien fiel nun wieder von den Franzosen ab. Die Eidgenossen, zu denen am Abend des Schlachttages noch bedeutende Verstärkungen gestoßen waren, ließen einige tausend Mann zu Sforza's Schirme zurück und zogen dann nach ihrem Vaterlande zurück, wo bedenckliche innere Unruhen ausgebrochen waren.

Schon lange herrschte eine dumpfe Gährung in vielen Kantonen der Eidgenossenschaft, verursacht durch bittere Gefühle, unter denen der Schmerz über die verderblichen Folgen der immerwährenden Kriege, das Mißvergnügen über die steigenden Ansprüche der Städte und die sinkende Freiheit des Landmanns, der Unwille über die Untriebe und Verräthereien der Anhänger des dem Volke nun einmal verhassten Frankreich die empfindlichsten waren. Zürich erkannte die große Gefahr und kam ihr im eigenen Lande durch zweckmäßige Verfügungen zuvor. Als aber der Berner Rudolf Hezel von Lindenach einige tausend eidbrüchige Reisläufer den Franzosen zuführte, und eine falsche Nachricht vom Untergange des eidgenössischen Heeres zu Novara sich verbreitete, da erhob sich in den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern das Volk zur Vernichtung der Kronenfresser und Wiedergewinnung ehrevoriger Freiheiten. Die Städte wurden belagert und zu Vergleichen genöthigt. Man mußte des Landmanns Freiheiten bestätigen, seine billigen Beschwerden berücksichtigen und manchen angesehenen Mann mit dem Tode oder sonst be-

strafen. So gelang Befänftigung der aufgeregten Gemüther. Sie hatte keinen Bestand, weil mit dem Verschwinden der Gefahr die meisten Verbesserungen wieder in Vergessenheit geriethen. Statt den neu erwachenden Geist der Unzufriedenheit durch endliche Abschaffung der größten Mißbräuche zu beschwören, versuchten die Regierungen lieber, das Volk durch einen Einfall in Frankreich zu zerstreuen.

Die Tagsatzung ließ im August 1513 in Verbindung mit dem Kaiser ein mehr als 30,000 Mann starkes Heer einen Zug gegen Dijon antreten. Das kaiserliche Geschütz öffnete bald den Eingang in die Stadt; wenn das eidgenössische Heer seinen Siegeslauf fortsetzte, schwebte Frankreich in höchster Gefahr. Durch List und Bestechlichkeit vieler eidgenössischen Führer ward es gerettet. Man schloß einen übereilten Frieden. Die Eidgenossen empfingen vier Geiseln mit vornehmen Namen und kostbaren Gewändern und eilten dann mit solcher Schnelligkeit heim, daß es den Franzosen ein Leichtes gewesen wäre, das verlassene kaiserliche Geschütz zu erobern.

In der Eidgenossenschaft sah man nun Erneuerung der Unruhen, die dieser Zug hätte stillen sollen; und die Stimmung ward äußerst gefährlich, als die Friedensgelder ausblieben, die Nachricht kam, der König versage dem Frieden seine Zustimmung, und klar ward, auch aus dieser Unternehmung haben nur einige schlaue Führer Vortheil gezogen. Endlich brachen im Jahr 1514 ungefähr 6000 Mann eigenmächtig auf, um die ersehnten Geldsummen aus Frankreich abzuholen. Die Tagsatzung hatte große Mühe, diese Mannschaft zur Heimkehr zu bewegen. Zuletzt endete diese Sache durch die bestimmte Aussage der immer noch zu Zürich verwahrten französischen Geiseln, daß sie, mit Ausnahme eines einzigen, ganz geringe Leute, und die Eidgenossen mit ihnen hintergangen seien. Man ließ sie um 13,000 Kronen ledig, welche nebst 2000 andern, die man von einem durchreisenden Franzosen erpreßte, unter das Volk vertheilt wurden. So bewichtigte man die Unzufriedenen.

Nach dem Zuge von Dijon handelten die Eidgenossen in Mailand mit unumschränkter Willkür; das unglückliche Volk seufzte unter dem härtesten Drucke. Mittlerweile bestieg in Frankreich der kriegerische Franz I. den Thron und sammelte sogleich ein fürchtbares Heer. Die Eidgenossen aber ließen durch 20,000 Mann die savoyischen Bergpässe gegen Frankreich besetzen. Neue Zuzüge brachten dieses Heer fast auf 40,000 Mann; aber es ward durch Zwist, Mangel und Zuchtlosigkeit entkräftet. Die

Franzosen benutzten die Zerrüttung und Feilheit der Eidgenossen, sie auf einem noch nie betretenen Seitenwege zu umgehen und zum Verlassen ihrer vortheilhaften Stellung zu nöthigen. Bestochene Führer hinderten die Schlacht, nach welcher der gemeine Mann verlangte. Der Rückzug geschah in äußerster Unordnung und unter Verübung furchtbarer Grausamkeiten. Das eidgenössische Heer trennte sich sogar. Ein Theil ging nach Mailand, der andere, Bern an der Spitze, nach Arona.

Diese letztern schlossen mit den Franzosen den sogenannten Frieden von Galera und traten dann, alle Vorstellungen ihrer Brüder verachtend, 12,000 Mann stark, unverweilt den Rückzug an. Die übrigen 24,000 Eidgenossen verwarfen jenen Frieden und hielten Mailand besetzt; aber auch unter ihnen war großer Zank. Einige wünschten abzuziehen, Andere verlangten sehnlichst eine Schlacht. Diese Schlacht, die Schlacht von Marignano, herbei zu führen, gelang dem Kardinal Matthäus Schinner.

Donnerstag Nachmittag den 13. September entstand Lärm: der Feind sei vor den Thoren. Alles griff zu den Waffen. Der Kardinal in Purpurkleide befeuerte die Krieger mit erhebenden Worten und eilte mit einigen hundert Reitern voraus. Freudig folgten ihm die Waldstätte, langsam und verdrossen die Uebrigen. Vor den Thoren fand man keinen Feind; denn sorglos und fröhlich ruhte das französische Heer hinter seinen Verschanzungen zu Marignano in der Nähe von Mailand. Gegen das Ende des Tages ward es von den Eidgenossen angegriffen. Diese erstritten bald bedeutende Vortheile, überstiegen die Verschanzungen, nahmen viel Geschütz, warfen die feindlichen Kerntuppen: Alles mußte ihrem Löwenmuthe weichen. Der Kampf ward beim Mondscheine fortgesetzt. Gegen Mitternacht endete ihn die Dunkelheit. Die Franzosen waren auf dem Punkte, eine furchtbare Niederlage zu erleiden. Schon gingen Boten mit der Nachricht vom Siege der Eidgenossen nach allen Gegenden ab. — Im ersten Augenblicke mußte Jeder da stehen bleiben, wo ihn die Dunkelheit überrascht hatte. Freunde und Feinde waren durch einander gemischt. Das eidgenössische Heer kämpfte mit Hunger, Durst, Frost, war in völliger Auflösung, und erlitt vielen Abgang durch Verirrte, Fliehende und solche, die ihren Bedürfnissen nachgingen. Auch Herzog Maximilian mit seiner Reiterei verließ, wie bei Novara, das Schlachtfeld. Die Franzosen hingegen benutzten die Nacht wohl, und waren am Morgen so weit geordnet, den Gegnern die Spitze bieten zu können. Beim ersten Schimmer der Morgenröthe wiederholten die Eidgenossen mit ungestümer Hitze den

Angriff. Gegen Mittag schien sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen. Da verkündeten Staubwolken und Geschrei im Rücken des eidgenössischen Heeres die Ankunft neuer Streitmassen. Es war ein Heer französischer Verbündeter, 16,000 Venetianer, unter Graf Bartholomäus Alviano. Den Eidgenossen sank der Muth, Verwirrung kam in ihre Bewegungen, Flucht in ihre Reihen; zum ersten Male seit Entstehung der alten, ewigen Bünde waren sie im freien Felde geschlagen. Sie nahmen das Geschütz in ihre Mitte, die Verwundeten auf ihre Schultern, und traten langsamen Schrittes, in fester, stolzer Haltung, mit eroberten Fahnen, Büchsen und Pferden den Rückzug an. In dieser Noth vergaßen die, denen die Ehrenzeichen anvertraut waren, Heimat und Leben, und dachten nur auf Rettung dieser Heiligthümer. Was Moriz Gerber von Appenzell, Hans Bär von Basel und der Kapellan Erhard Lindenfels von Unterwalden zur Rettung von Fahnen gethan, gehört zu den schönsten Tugenden eidgenössischer Ehre und Tapferkeit. 6000 Eidgenossen lagen erschlagen. Mit Wunden bedeckt, von Hunger, Ermattung, Staub und Blut entsetzt, die Fahnen blutig und zerrissen, zog der Rest ihres Heeres in Mailand ein, ohne von den Franzosen verfolgt zu werden. Von dieser Schlacht erzählt der im Felde grau gewordene französische Feldherr Trivulzio: „achtzehn Schlachten, denen er beigewohnt, seien Kinderspiele, diese aber kein Menschen-, sondern ein Riesenkampf gewesen“.

Ganz Mailand wetteiferte in Pflege und Bewirthung seiner tapfern Vertheidiger. Bitten und Versprechungen sollten sie zur Behauptung der Stadt selbst anfeuern; sie aber, von Muth, Scham und Furcht ergriffen, gaben kein Gehör, besetzten das Schloß mit 1500 Mann, eilten der Heimat zu, und mit Ausnahme der Schloßer zu Mailand und Cremona war das Herzogthum abermals eine Beute der Franzosen.

In der Eidgenossenschaft erregte die Kunde von dem erlittenen großen Verluste Trauer, Zorn und innere Unruhen. Laut predigte das Schlachtfeld von Marignano die verderblichen Folgen der eingerissenen Verirrungen. Im ersten Gefühle des Unglücks und der Pflicht beschloß die Tagsatzung, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen. Ein zahlreiches Heer wurde erhoben, mit dem Papste, dem Kaiser unterhandelt; allein der ausbrechende Streit verhinderte Alles. Nur die Waldstätte zogen bis an die Grenze; die Uebrigen blieben zu Hause. Viele neigten sich von Stund an Frankreichs Dienste zu, weil nun der König reichere Blutgelder als der verarmte mailändische Fürst zu geben

vermochte. Ungeachtet und ungestraft prangten die Verräther, welche das Unglück bei Marignano über die Eidgenossenschaft gebracht, mit dem übel erworbenen Gelde. Ueber die Uneinigkeit und Unthätigkeit der Tagelohnung, die bekannt werdende Verrätherei vieler Anführer, die Unverschämtheit, mit welcher sie den Sündensold zur Schau stellten, während Wittwen und Waisen der Gebliebenen in Jammer und Elend verdarben, entbrannte das eidgenössische Volk in grimmigem Zorne, und die Ränke Schinners reizten es zu offener Empörung. — Am Zürichsee brach der Sturm zuerst los. Zürich hatte bei Marignano besonders viel gelitten. Noch beim Rückzuge war eine Schaar von 400 Zürichern zurück geblieben und nach dem tapfersten Widerstande in den Flammen eines Landhauses zu Grunde gegangen. Als nun ein Mann von Wädenschwyl heim kam, von geschehenem Verrathe erzählte, seiner eigenen Theilnahme sich rühmte, da ertönten die Sturmglocken, eilten viele tausend Bewaffnete gegen die Stadt. Zürich mußte die Thore öffnen, die Beschuldigten festnehmen, strenge Untersuchung und Bezahlung aller Unkosten aus dem Stadtgute verheissen. In andern Kantonen waren ähnliche Bewegungen. Je weniger man geneigt war, die Verräther zu bestrafen, desto größere Mühe hatte man, das Volk wieder zu beruhigen.

Inzwischen hatte Herzog Maximilian Sforza den Franzosen gegen eine jährliche Pension das Herzogthum Mailand mit Freuden abgetreten. Nun schien auch den Eidgenossen nichts anders übrig, als Unterhandlung mit Frankreich. Im Jahr 1516 schlossen acht Stände Frieden mit dieser Macht; die fünf übrigen Kantone aber sendeten 15,000 Mann unter Jakob Stapper von Zürich in den ausbrechenden Krieg des Kaisers gegen Frankreich. Dagegen führte der feile Reisläufer Albrecht von Stein von Bern 13,000 Mann gegen den Willen der Obrigkeiten zum französischen Heere. Der Rückzug des Kaisers verhütete die Schändlichkeit, daß in diesem sogenannten Kaiserzuge Eidgenossen gegen Eidgenossen in fremdem Solde mit Erbitterung gekämpft haben würden. Endlich schlossen am 29. November 1516 alle Eidgenossen den ewigen Frieden mit Frankreich. Um ein Bündniß hatte sich König Franz vergebens beworben.

Der ewige Friede endigte für immer die selbstständige kriegerische Laufbahn des eidgenössischen Volkes. Von da an traten die Eidgenossen nicht mehr unter ihrem eigenen Namen, sondern in fremden Heeren als wegen ihrer Tapferkeit gesuchte Miethlinge auf. In den mailändischen Kriegen hatten sich die Eid-

genossen allerdings furchtbarer als je gemacht; aber die Achtung vor ihnen, das Zutrauen zu ihrer alten Treue und Redlichkeit war verloren. In der letzten Zeiten schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Im Innern war die Eintracht vernichtet, die Volksfreiheit immer mehr gefährdet, sah man allgemeine Verarmung, Verwilderung, Zuchtlosigkeit und neben beinahe durchgängigem Mangel selbst der dürftigsten Bildung einen Grad der Versunkenheit, die ohne heilsam erschütternde Gegenwirkungen zum völligen Verderben, zum schnellen Untergang hätte führen müssen.

---

gegen  
letzte  
Religi  
Anstalt  
Schuld  
eines  
man  
und B  
reibe  
Zer  
und  
denen  
und  
Beleg  
sogar  
Nach